

change

DAS MAGAZIN DER BERTELSMANN STIFTUNG
WWW.CHANGE-MAGAZIN.DE 2 | 2017



Unser Profil

DIE BERTELSMANN STIFTUNG

Die Bertelsmann Stiftung wurde 1977 von Reinhard Mohn errichtet und verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke. Sie ist eine operative Stiftung, die alle Projekte eigenständig konzipiert, initiiert und sie bis zur Umsetzung begleitet.

DIE STIFTUNGSORGANISATION

Die Geschäftsführung der Stiftung durch ihre Organe muss mit dem Ziel erfolgen, den Stifterwillen zu erfüllen.



Aart
De Geus



Liz
Mohn



Dr. Jörg
Dräger



Dr. Brigitte
Mohn

DIE THEMEN

BILDUNG
VERBESSERN



DEMOKRATIE
GESTALTEN



WIRTSCHAFT
STÄRKEN



GESELLSCHAFT
ENTWICKELN



GESUNDHEIT
AKTIVIEREN



KULTUR
LEBEN



DIE PROGRAMME

- CHE Centrum für Hochschulentwicklung
- Deutschland und Asien
- Europas Zukunft
- Integration und Bildung
- Kompetenzzentrum Führung und Unternehmenskultur

- Lebendige Werte
- LebensWerte Kommune
- Lernen fürs Leben
- Musikalische Förderung
- Nachhaltig Wirtschaften
- Unternehmen in der Gesellschaft

- Versorgung verbessern – Patienten informieren
- Wirksame Bildungsinvestitionen
- Zentrum Internationale Foren und Trends

- Zukunft der Demokratie
- Zukunft der Zivilgesellschaft

WWW.BERTELSMANN-STIFTUNG.DE



[www.facebook.com/
BertelsmannStiftung](http://www.facebook.com/BertelsmannStiftung)



[www.xing.com/companies/
bertelsmannstiftung](http://www.xing.com/companies/bertelsmannstiftung)



[www.youtube.com/user/
BertelsmannStiftung](http://www.youtube.com/user/BertelsmannStiftung)



[@BertelsmannSt](https://twitter.com/BertelsmannSt)



Durch und durch digital

 Dr. Andreas Knaut

 Kai Uwe Oesterhelweg

Liebe Leserinnen und Leser,

unser Cover soll es visualisieren. Längst führen wir gleichsam ein doppeltes Leben – eines im analogen Hier und Jetzt und eines in der digitalen Welt der Bits und Bytes. Beide eng verwoben, die eine Existenz ohne die andere kaum noch denkbar. Digitalisierung nennen wir den Megatrend, der all unsere Lebensumstände mit zunehmender Dynamik erfasst und durchdringt. Ihm – und wie wir diese neue Welt 4.0 gestalten wollen – widmen wir die aktuelle Ausgabe von change.

Wie die Digitalisierung zu mehr Chancengerechtigkeit führen kann, diskutieren wir mit Experten in einem Werkstattgespräch. Die Notwendigkeit der demokratischen Kontrolle digitaler Daten macht auch der ehemalige estnische Staatspräsident und Reinhard-Mohn-Preisträger 2017, Toomas Ilves, deutlich, den wir in Stanford interviewten.

Die neue digitale Arbeitswelt betrifft auch Branchen, in denen man es auf den ersten Blick kaum vermuten würde. Die Lübecker Reinigungsfirma Bockholdt etwa

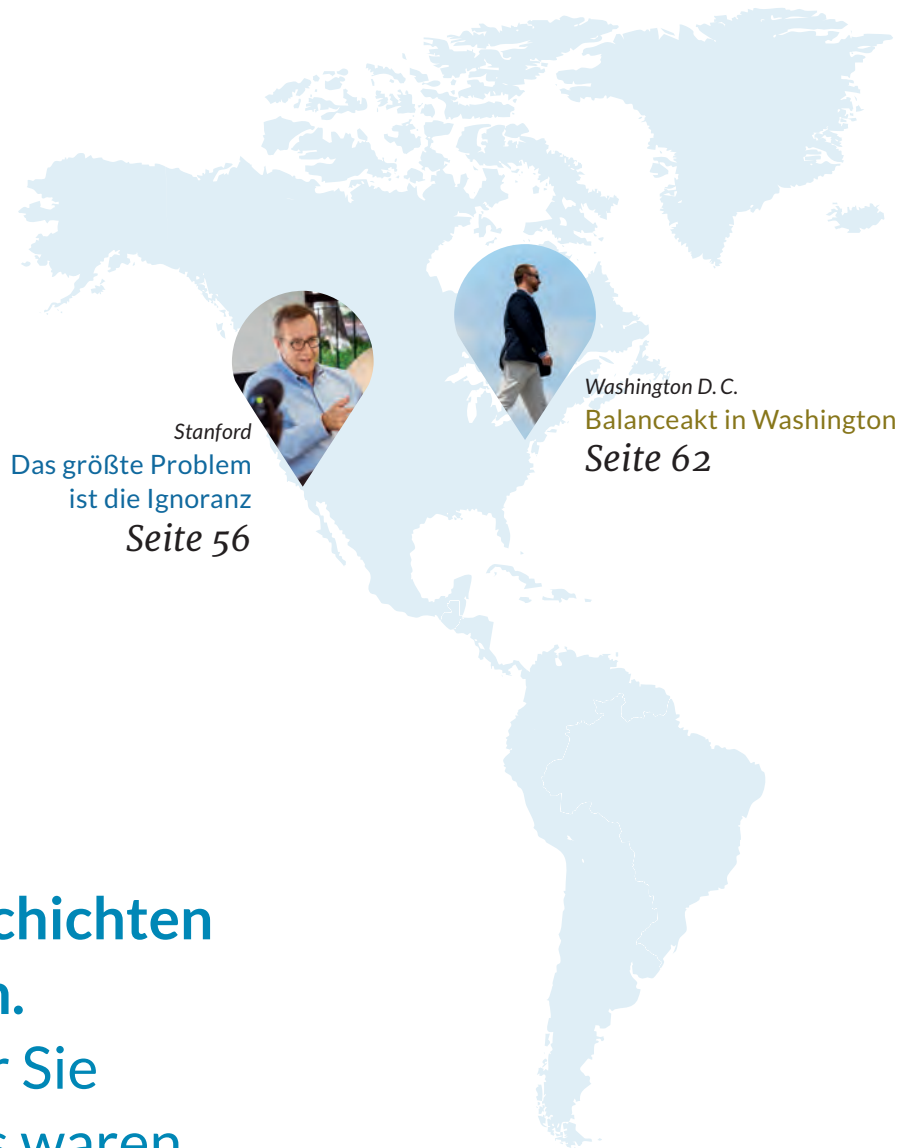
setzt auf Vernetzung und Robotertechnik, um ihr Kerngeschäft und die Personalentwicklung voranzubringen. Im Sauerland nutzen eine Lehrerin und ihre Schüler digitale Medien, um auf diese Weise mehr Zeit für Kreativität und gemeinsames Arbeiten zu bekommen. In Stuttgart ermöglichen digitale Assistenzsysteme Senioren ein selbstbestimmtes Wohnen in den eigenen vier Wänden.

Die neue digitale Welt bildet längst auch einen Schwerpunkt in der Arbeit unserer Kollegen der Bertelsmann Foundation in Washington D.C. Wir geben in diesem Heft einen Einblick in ihre vielfältige Arbeit.

Aus Kapstadt berichten wir über die dortigen Vorauswahlen der NEUEN STIMMEN, des internationalen Gesangswettbewerbs, der in diesem Jahr sein 30-jähriges Jubiläum feiert und als eine der wichtigsten Nachwuchsbörsen für das Opernfach gilt. Erfahren Sie mehr über die jungen südafrikanischen Gesangstalente, ihre Lebenswelt und großen Träume.

Eine inspirierende Lektüre – natürlich auch online unter www.change-magazin.de – wünscht Ihnen

Ihr
Andreas Knaut



Neue Geschichten entdecken. Wo wir für Sie unterwegs waren.

02 UNSER PROFIL

03 EDITORIAL

Durch und durch digital

Der Megatrend Digitalisierung ist in all unseren Lebensbereichen selbstverständlich angekommen

06 AUSBLICK

09 MEGATRENDS

Digitalisierung:
Die Welt ist online

10 GESELLSCHAFT

Werkstattgespräch:

Digitalisierung im Dienst der Gesellschaft

Den Umgang mit Algorithmen gemeinsam gestalten

16 PRAXISCHECK

Anders lernen mit Frau Sonnig

Die Flipped-Classroom-Methode verschafft mehr Zeit für den einzelnen Schüler

20 ESSAY

22 KULTUR

Owen singt sich nach oben

In Kapstadt fanden Vorauswahlen für den internationalen Gesangswettbewerb NEUE STIMMEN statt

32 WIRTSCHAFT

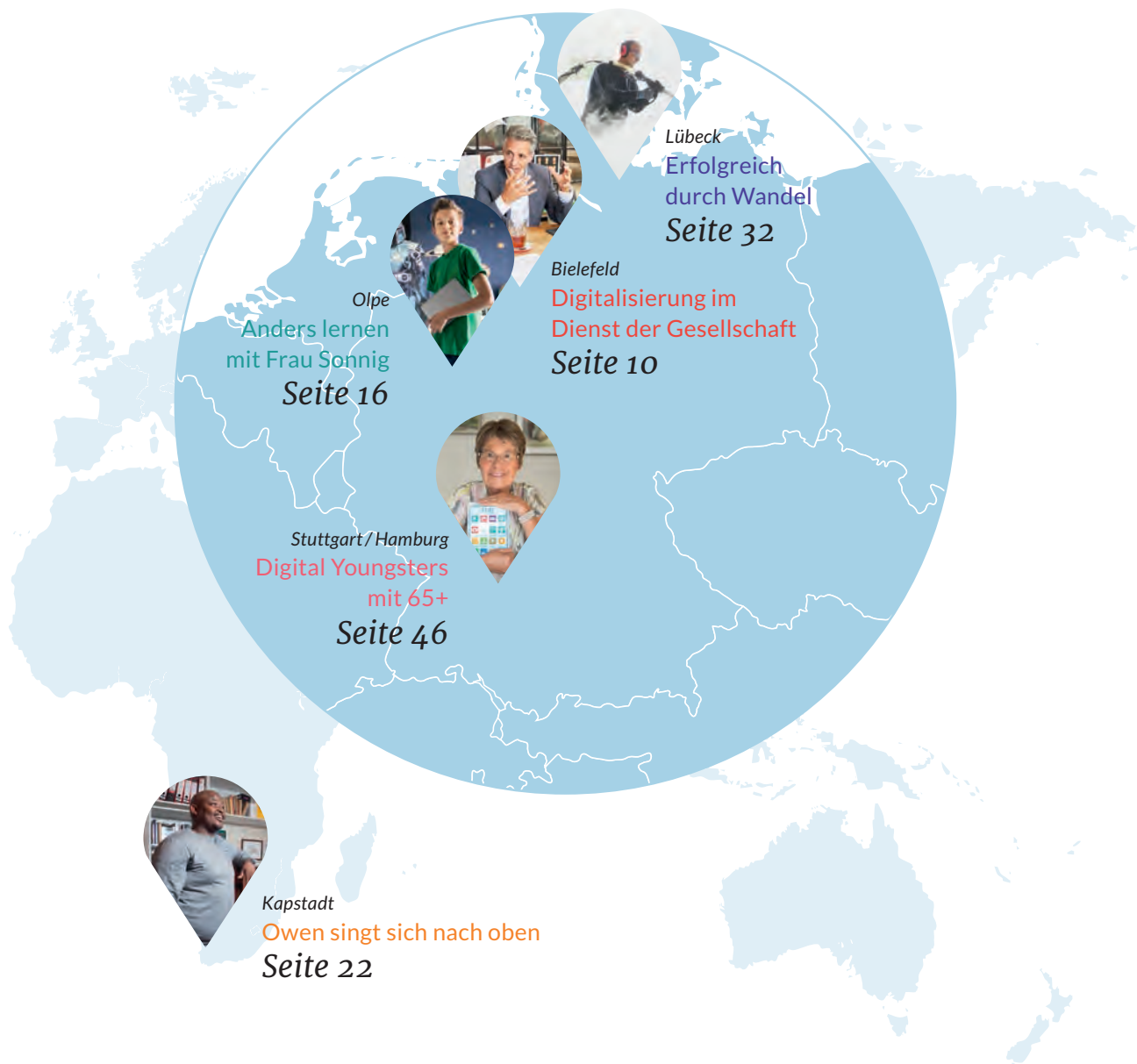
Erfolgreich durch Wandel

Mit Mut und Innovationen in die Zukunft

43 VISION

Zeit zu handeln

Über die Zukunft unseres Arbeitslebens



Olpe
Anders lernen
mit Frau Sonnig
Seite 16

Bielefeld
Digitalisierung im
Dienst der Gesellschaft
Seite 10










Lübeck
Erfolgreich
durch Wandel
Seite 32

Stuttgart/Hamburg
Digital Youngsters
mit 65+
Seite 46

Kapstadt
Owen singt sich nach oben
Seite 22

- 46 **DEMOGRAPHISCHER WANDEL**
Digital Youngsters mit 65+
Im Alter länger selbstständig bleiben
- 54 **KOMMENTAR**
- 56 **IMPULS**
Das größte Problem ist die Ignoranz
Reinhard-Mohn-Preisträger Toomas Ilves
im Interview
- 62 **BLICK ÜBER DEN ZAUN**
Balanceakt in Washington
- 70 **GELESEN**
Zwischen Beruf und Berufung
Deutschland in Nahaufnahmen
- 74 **DIE LETZTE MACHT DAS LICHT AUS**
- 75 **IMPRESSUM/THEMENPOSTER**

SERVICE PIKTOGRAMME

-  Autor
-  Kontakt
-  Fotograf
-  Weblink
-  Standort
-  Blogs
-  Datum
-  Zusätzliche Inhalte auf
www.change-magazin.de
-  E-Mail

REINHARD MOHN PREIS 2018

Städte sind „Laboratorien“ des Zusammenlebens



Kulturelle Vielfalt ist im alltäglichen Zusammenleben Normalität.

 Johannes von Dohnanyi

Deutschland ist längst das Einwanderungsland geworden, das es offiziell immer noch nicht sein will. Das würden ein unvoreingenommener Realitätscheck im persönlichen Umfeld genauso wie die inzwischen vorliegenden unzähligen sozialwissenschaftlichen Studien sofort bestätigen.

Ein Einwanderungsland ist Deutschland nicht erst, seit die in den 1960er Jahren aus Süd- und Südosteuropa eingeladenen „Gastarbeiter“ einfach nicht mehr in ihre Heimatländer zurückkehrten. Und erst recht nicht, seit in den vergangenen Jahren viele Menschen vor Hunger und Krieg aus Afrika und dem Nahen Osten

nach Deutschland flohen. Schon immer sind „Fremde“ in das Territorium gezogen, das heute Deutschland heißt. Und immer schon brachten sie ihre Götter, Rituale, Speisen und Gebräuche mit. Das Konstrukt einer nationalen Identität als Quelle der Orientierung für das eigene sowie das Zusammenleben in Gemeinschaft entstand erst mit der Geburt der Nationalstaaten im frühen 19. Jahrhundert – und diente seitdem vor allem der bewussten Abgrenzung zu jedem und allem außerhalb dieser Gemeinschaft. Einengung statt Weite also.

Dabei gehört es zum uralten Wissen des Menschen, dass kulturelle Vielfalt bereichert. Egal, ob in moralischer oder politischer, in

ökonomischer, künstlerischer oder auch kulinarischer Hinsicht: Vielfalt bedeutet die Chance, den eigenen Horizont zu erweitern. Das Europa der vergangenen Jahrzehnte war vor allem ein Sehnsuchtsprojekt der Weite – gegen die von den Nationalstaaten erzwungene Einengung. Doch disruptive zeitgenössische Megatrends wie Globalisierung und Digitalisierung haben zu Verunsicherung und Ängsten geführt. Der vertraute Lebensraum verändert sich. Die eigene kulturelle Identität, also der aus Sprache, Religion, Philosophie, Traditionen und Gepflogenheiten geprägte Wertekanon, scheint in Gefahr. In Zeiten beschleunigter Vielfalt suchen Teile der Gesellschaft als Rahmen wieder Schutz in der Abgrenzung gegen das

Fremde. Denn natürlich bedeutet Vielfalt nicht nur Chancen. Sie birgt auch ein nicht zu unterschätzendes Potenzial für Reibungen und Konflikte. Die Wissenschaft mag in der Theorie bewiesen haben, dass die beschleunigte kulturelle Vielfalt den Zusammenhalt der Gesellschaft nicht in seinen Fundamenten erschüttert. Die erlebte Realität des Einzelnen indes zeigt, dass das Zusammenleben in kultureller Vielfalt kein Selbstläufer ist, sondern aktiv gestaltet werden muss.

Diesem Thema widmet sich der Reinhard Mohn Preis 2018. Es braucht innovative Ideen und Praktiken ebenso wie Kreativität, um das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher kultureller Prägungen, Identitäten und Lebensweisen positiv zu gestalten.

Deshalb sucht die Bertelsmann Stiftung überall auf der Welt nach besonderen Beispielen urbaner kultureller Vielfalt als im alltäglichen Zusammenleben konkret gelebter Normalität.

Es sind die Städte, in denen kulturelle Vielfalt – im Guten wie im Schlechten – in besonderem Maße erlebt wird. Ob über Begegnungen im eigenen Quartier, am Arbeitsplatz, in der Schule, im Verein und nicht zuletzt in der lokalen Politik – die Stadt als „Laboratorium“ bietet die besten Gelegenheiten, das Zusammenleben in Vielfalt in einem überschaubaren und vertrauten Rahmen einzuüben und über neue und positive Erfahrungen ein neues Selbstverständnis zu entwickeln: Wie wirkt kulturelle Vielfalt als wirtschaftlicher Standortfaktor, inwieweit ist sie

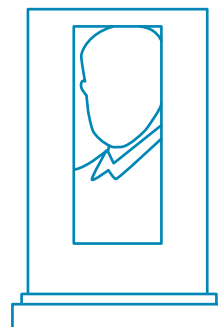
„Ein friedliches Zusammenleben verschiedener Kulturen und Völker in einem Staat setzt einen dauerhaften kulturellen Pluralismus – gesichert durch die Verfassung – voraus.“

Reinhard Mohn, 1992

PROJEKT DER BERTELSMANN STIFTUNG

REINHARD MOHN PREIS

Der Reinhard Mohn Preis erinnert an den Gründer der Bertelsmann Stiftung, den 2009 verstorbenen Reinhard Mohn. Der Preis wird jährlich verliehen und zeichnet international renommierte Persönlichkeiten aus, die sich um wegweisende Lösungen zu gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen verdient gemacht haben. Die Preisvergabe basiert auf einer weltweiten Recherche nach innovativen Konzepten und exemplarischen Lösungsansätzen für Herausforderungen, die für die Zukunftsfähigkeit Deutschlands von entscheidender Bedeutung sind.



Weblink:

www.reinhard-mohn-preis.de

Kontakt:

 Stephan Vopel

 stephan.vopel@bertelsmann-stiftung.de





Motor für Innovation? Welche rechtlichen Regelungen gibt es in Deutschland für den Umgang mit kultureller Vielfalt, und wie sehen die Regelungen in anderen europäischen Ländern aus? Inwieweit stellen künstlerische Praktiken ein Medium oder eine Plattform dar, um mit kultureller Vielfalt als gesellschaftlicher Herausforderung umzugehen? Das Projektteam hat diesen Recherchefokus zusammen mit ausgewiesenen Experten aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, Medien und Zivilgesellschaft entwickelt. Eine Auswahl wegweisender Strategien und Projekte soll in vertiefenden Fallstudien weiterentwickelt und in begleitenden Studien und Publikationen aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet werden.

Preisträger des Reinhard Mohn Preises 2018 soll eine herausragende Persönlichkeit sein, die andere Menschen inspiriert und durch ihr Wirken dem Thema der Gestaltung kultureller Vielfalt internationale öffentliche Aufmerksamkeit verschafft. Denn die bis dahin geleistete inhaltliche Arbeit, die entstandenen Experten-Netzwerke und die öffentliche Aufmerksamkeit sollen ein solides Fundament zur positiven Gestaltung kultureller Vielfalt sein. Die feierliche Verleihung des Reinhard Mohn Preises im Sommer 2018 wird also nur eine, wenn auch wichtige Zwischenstation auf einem langen und ambitionierten Weg sein.

Weblink:

www.reinhard-mohn-preis.de

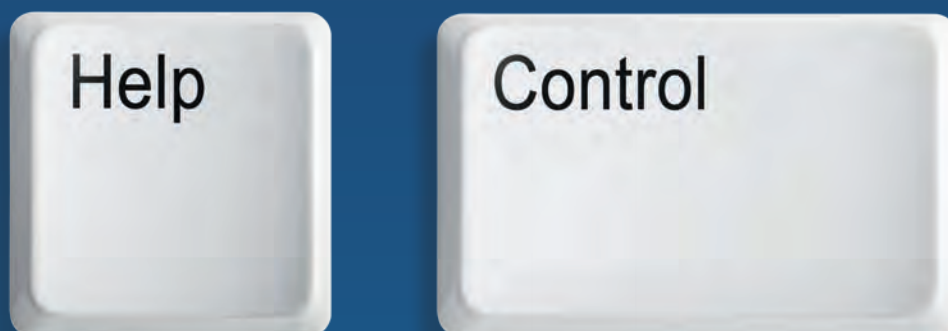
Kontakt:

 Dr. Kai Unzicker
 kai.unzicker@bertelsmann-stiftung.de
 Dr. Ulrike Spohn
 ulrike.spohn@bertelsmann-stiftung.de



Megatrends

Soziale Ungleichheit, Digitalisierung, Globalisierung und demographischer Wandel – diese vier Megatrends hat die Bertelsmann Stiftung identifiziert. Sie bestimmen unseren Alltag, unser wirtschaftliches, politisches und kulturelles Leben. Die Projekte der Bertelsmann Stiftung nehmen diese Trends in den Blick und berücksichtigen deren Auswirkungen auf die Teilhabechancen der Menschen. „change“ stellt in jeder Ausgabe an dieser Stelle einen der Megatrends näher vor.



Digitalisierung

Heute nutzen 80 Prozent der OECD-Bevölkerung das Internet, bei den 16- bis 24-Jährigen sogar schon 95 Prozent. Die Digitalisierung erfasst alle Lebensbereiche und verspricht viele Chancen: Demokratie wird transparenter, politische Beteiligung leichter. Die Wirtschaft kann produktiver werden, Beruf und Familie lassen sich leichter vereinbaren. Bereiche wie Bildung und Gesundheitsversorgung verändern

sich rasant, gehen besser auf individuelle Bedürfnisse ein. Doch der Megatrend Digitalisierung birgt auch große Herausforderungen. Lässt sich die Informationsflut noch beherrschen? Wie sichern wir Teilhabe für die bislang digital Abgehängten? Müssen Algorithmen und Big Data gezähmt werden? Fragen der Zukunft.

→ siehe Seite 10, 32, 43, 46, 54 und 56

Mitten im Werkstattgespräch: **Dr. Malva Kemnitz, Dr. Jörg Dräger, Prof. Katharina Zweig und Konrad Lischka** (von links) diskutieren in der Founders Foundation über Chancen der Digitalisierung.

Werkstattgespräch: Digitalisierung im Dienst der Gesellschaft



Dr. Malva Kemnitz



Kai Uwe Oesterhelweg
(mit Marwin Gansauge)



Bielefeld



August 2017

Wie Digitalisierung in den Dienst der Gesellschaft gestellt werden kann, diskutierten Dr. Jörg Dräger (Vorstand Bertelsmann Stiftung), Konrad Lischka (Projektmanager Bertelsmann Stiftung) und Prof. Katharina Zweig (Professorin für Algorithm Accountability an der TU Kaiserslautern).

Malva Kemnitz | Die Bertelsmann Stiftung widmet sich in ihrer Arbeit auch der Digitalisierung, die als Megatrend unser Leben verändert. Herr Dr. Dräger, Sie sind Vorstand der Bertelsmann Stiftung und bearbeiten in Ihren Themenbereichen – Bildung und Integration – viele der Schnittstellen dazu. Was bedeutet die rasante Entwicklung digitaler Technologien für unsere Gesellschaft?

JÖRG DRÄGER | Wir reden in Deutschland viel darüber, wie die Digitalisierung die Wirtschaft verändern wird. Wir reden aber zu wenig darüber, wie sie unsere Gesellschaft, unser Zusammenleben verändern wird. An welcher Hochschule wir zugelassen werden, welchen Job wir bekommen, sogar die Frage, wer ins Gefängnis muss – das alles beurteilt in anderen Ländern bereits

ein Algorithmus. In Deutschland stehen wir am Anfang dieser Entwicklung. Umso wichtiger ist, dass wir jetzt eine Debatte darüber starten, wie wir diese Entwicklung gestalten wollen.

Welche Chancen und Risiken sehen Sie dabei?

JÖRG DRÄGER | Digitalisierung kann, wenn sie richtig eingesetzt wird, zu mehr Chancen und zu einer gerechteren Gesellschaft führen. Ein Beispiel ist Bildung: Durch die Digitalisierung können viel mehr Menschen als bislang hochwertige Bildungsangebote nutzen. Wer online ist, kann von überall auf der Welt eine Vorlesung in Stanford verfolgen – und sogar die Prüfung ablegen. Digitalisierung kann aber auch Teilhabechancen verringern, wenn Algorithmen bestimmte Menschen beispielsweise systematisch vom Arbeitsmarkt ausschließen. Aber: Algorithmen fallen nicht vom Himmel. Sie sind von Menschen gemacht. Insofern sehen wir es als eine Aufgabe aller – der Politik, der Zivilgesellschaft und damit eben auch unserer Stiftung –, einen offenen Diskurs über Algorithmen zu führen. Wir wollen dazu beitragen, die Digitalisierung in den Dienst der Gesellschaft zu stellen.



Herr Lischka, Sie sind Projektmanager in der Bertelsmann Stiftung im Projekt „Ethik der Algorithmen“ und wollen genau diesen Diskurs fördern. Welche Algorithmen bestimmen denn unser Leben?

KONRAD LISCHKA | Die Frage ist eher, wo Algorithmen noch gar keine Rolle spielen: Und da fallen mir nicht so viele Lebensbereiche ein. Kredite werden nach algorithmischer Prüfung vergeben, Bewerbungen maschinell vorsortiert. Software prognostiziert Armutswahrscheinlichkeit oder das Risiko von Bleivergiftungen in den verschiedenen Stadtteilen Chicagos. Algorithmen können in fast jedem Lebensbereich wirkmächtig werden. Allerdings ist selten klar, nach welchen Kriterien Entscheidungen getroffen werden. Die Systeme wirken oft neutral und logisch, können aber auch Brandbeschleuniger menschlicher Fehler sein.

Frau Prof. Zweig, Sie arbeiten in der Forschung, haben in Deutschland den einzigartigen Studiengang Sozioinformatik aufgebaut und leiten das „Algorithm Accountability Lab“ an der Technischen Universität in Kaiserslautern. Womit genau befassen Sie sich?

KATHARINA ZWEIG | Sozioinformatiker sind Informatiker, die sich mit der Frage beschäftigen, wie die von ihnen entwickelten Systeme in der Gesellschaft wirken. Dafür erhalten sie bei uns neben einer intensiven Software-Engineering-Ausbildung eine Grundausbildung in Ethik, Wirtschaftswissenschaften, Recht, Psychologie und Soziologie. Denn wenn Menschen mit IT-Systemen zusammenarbeiten, dann kommt es häufig zu Missverständnissen oder Fehlern. Warum das passiert und was wir dagegen tun können, das wollen Sozioinformatiker besser verstehen. In meinem „Algorithm Accountability Lab“ entwickeln wir Lösungen, um Algorithmen besser überprüfen zu können und zu erforschen, wer in welcher Situation die Verantwortung für Fehler trägt. Das ist gar nicht so einfach, denn Algorithmen sind häufig nur noch ein kleiner Teil komplexer algorithmischer Entscheidungssysteme. Um bessere Entscheidungen durch Algorithmen zu bekommen, füttern wir diese mit Daten. Das alles zusammen – der Algorithmus, die Daten, die Nutzer und die Institutionen, die in ihrer Entscheidung unterstützt werden – bildet ein komplexes System, das Menschen beurteilt – und dabei können Fehler passieren. Das zu verhindern, daran arbeiten wir.



Dr. Jörg Dräger ist überzeugt: Die Digitalisierung ist gestaltbar.

JÖRG DRÄGER | Das tut not, denn diese Technologien sind überall. Wenn wir über künstliche Intelligenz, über selbstlernende Algorithmen reden, haben viele Menschen ein „Terminator-Bild“ im Kopf, also eine Fantasie von Maschinen, die uns überflügeln und bedrohen. Diese Vorstellung überdeckt, dass künstliche Intelligenz heute schon in den täglichen Dingen des Lebens steckt. Wie lange warte ich in der Telefonschleife? Wie hoch ist der Zins für meinen Kredit oder die Prämie meiner Versicherung? Versteht mich das Spracherkennungssystem in meinem Handy? Wir müssen ein Bewusstsein in der Bevölkerung dafür schaffen, dass uns Software umgibt und beeinflusst.

Rennen wir denn als Stiftung oder als Universität nicht auch hinter der Entwicklung her? Wir beschäftigen uns jetzt mit etwas, was schon vor Jahren geschaffen wurde, sehen jetzt die Auswirkungen und versuchen, zu retten, was zu retten ist?

KONRAD LISCHKA | Das sehe ich nicht so. Denn wir sind in Deutschland in der günstigen Lage, dass bei uns im internationalen Vergleich die Entwicklung noch am Anfang steht, gerade beim besonders sensiblen staatlichen Einsatz. Der Staat nutzt automatisierte Grenzkontrollsysteme nur an wenigen Flughäfen, automatisierte Verfahren zur Analyse von Videoüberwachung werden in Pilotverfahren erst noch getestet. Andererseits wissen wir über viele alltägliche Verfahren nur wenig, etwa beim Kreditscoring oder der Bewerbervorauswahl. Wir müssen jetzt handeln und dafür sorgen, dass solche Systeme zum Nutzen aller gestaltet werden.

JÖRG DRÄGER | Die Kunst wird sein, Chancen und Risiken abzuwägen: Wir fühlen uns zwar unwohl, wenn ein Algorithmus uns ins Gefängnis schickt. Aber man kann eben auch nachweisen, dass Richter mildere Urteile fällen, wenn sie kurz vorher gegessen haben. Menschen sind eben nicht perfekt, und das hat für die Betroffenen im Zweifel dramatische Auswirkungen. Ein Algorithmus kann hier unterstützen, indem er dem Richter tageszeitunabhängig datenbasierte Empfehlungen für seine Entscheidung anbietet. Es geht eben nicht um „Mensch gegen Maschine“, sondern um „Mensch mit Maschine“.

KATHARINA ZWEIG | Genau dafür brauchen wir Sozioinformatiker, die eine Ausbildung in Ethik, Soziologie

und Psychologie haben: Wichtig ist nicht nur die Empfehlung des Algorithmus selbst, sondern auch die Frage, wie ich das meinem Nutzer präsentiere. Eine mögliche Variante sind zum Beispiel Ampelfarben: Da wird ein Krimineller in Rot eingestuft, und Rot hat für uns eine Signalwirkung. So fällt es uns schwerer zu sagen: „Das System hält ihn zwar für gefährlich, aber mein Bauchgefühl sagt, der kriegt das hin.“ Umgekehrt ist eine Bewertungsskala von eins bis sechs scheinbar neutraler. Noch besser sind Wahrscheinlichkeiten – die lassen dem Menschen Spielräume. Ich bin optimistisch, dass wir mit Teams aus verschiedenen Disziplinen geeignete Designs finden, die den Entscheidungsprozess besser unterstützen.

Lassen Sie uns noch einmal auf das Thema der gesellschaftlichen Teilhabe zurückkommen. Viele Menschen haben keinen persönlichen Zugang zur digitalen Welt und wissen auch nicht, wie, wann und wo Maschinen über sie entscheiden. Wie nehmen wir diese Menschen mit?

KATHARINA ZWEIG | Im Endeffekt dürfen wir die Bewertung und den Umgang mit Algorithmen nicht nur dem Einzelnen überlassen. Das überfordert uns als Bürger – ähnlich wie bei Medizinprodukten. Da kann ich als Patient auch nicht sagen, ob ein Schmerzmittel ein sicheres Medikament ist oder ein anderes besser ist. Bürger und Kunden müssen sich darauf verlassen können, dass es jemanden gibt, der das überwacht. Ohne Institutionen und Mechanismen, die die Qualität von Algorithmen sicherstellen, wird es nicht gehen.

KONRAD LISCHKA | Ich sehe da auch eine Rolle für den Verbraucherschutz, der den Einzelnen unterstützen könnte.

JÖRG DRÄGER | Und genau da hakt es momentan noch: Kommen wir noch einmal zu dem Beispiel mit dem Gerichtsurteil zurück. Der Strafgefangene fragt den Richter: „Warum bin ich nicht entlassen worden?“ Und der Richter antwortet: „Das weiß ich nicht, der Algorithmus hat das so empfohlen.“ Dann geht der Strafgefangene zum Justizministerium und möchte wissen, warum der Algorithmus empfohlen hat, ihn im Gefängnis zu belassen, und dann sagt das Justizministerium: „Das wissen wir nicht, weil die Herstellerfirma den Algorithmus urheberrechtlich geschützt hat.“ Eine solche Situation ist nicht hinnehmbar, nicht für den Bürger, nicht für den Staat. Wir brau-



Konrad Lischka zum Ziel der Bertelsmann Stiftung: Maschinelle Entscheidungen müssen dem Wohl der gesamten Gesellschaft dienen.

chen deshalb Transparenz und klare Verantwortung. Irgendwo muss sich ein Betroffener ja beschweren können und eine verbindliche Antwort bekommen.

Müssen wir die Menschen dafür ausbilden?

JÖRG DRÄGER | Ja, definitiv. Das heißt nicht unbedingt, dass jeder eine Programmiersprache beherrschen muss. Aber jeder sollte ein Verständnis davon haben, wie Algorithmen funktionieren und wie sie das eigene Leben beeinflussen. Das ist natürlich eine Frage des Verbraucherschutzes, aber eben auch der Schulbildung. Dort kann der konstruktive Umgang mit digitalen Medien eingeübt werden.

Wie arbeitet man in der Bertelsmann Stiftung an diesem Thema?

KONRAD LISCHKA | Wir wollen die Gesellschaft sensibilisieren, eine öffentliche Debatte anstoßen und Lösungen entwickeln. Ziel ist es, maschinelle Entscheidungen zum Wohl der gesamten Gesellschaft zu gestalten. Wir zeigen, was passiert, was es bedeutet, wie es sein sollte und was dafür zu tun ist.

JÖRG DRÄGER | Wir suchen nach konkreten Lösungen. Wir überlegen, welche ethischen Leitlinien Program-

mier befolgen sollten. Wir diskutieren, ob es für Algorithmen einen „Beipackzettel“ geben sollte, der Verbraucher aufklärt. Denn auch Algorithmen bergen ja Risiken und Nebenwirkungen. Wir arbeiten aber auch mit anderen Organisationen zusammen: zum Beispiel mit AlgorithmWatch, die transparent machen, wo welcher Algorithmus Probleme macht. Die digitale Gesellschaft braucht eine starke Zivilgesellschaft.

Frau Prof. Zweig, Sie sind Mitinitiatorin dieser Initiative. Was macht AlgorithmWatch?

KATHARINA ZWEIG | Wir wollen über Chancen und Risiken aufklären, weil wir das Gefühl hatten, es gibt nur zwei Extreme: Entweder man sieht darin das Heil der Menschheit oder man hat so viel Angst davor, dass man sich komplett verweigert und irgendwie doch noch hofft, dass das Internet wieder weggeht.

JÖRG DRÄGER | Und die Wahrheit wird in der Mitte liegen.

KATHARINA ZWEIG | AlgorithmWatch ist, soweit wir wissen, die erste NGO, die sich die zivilgesellschaftliche Gestaltung und Kontrolle von Algorithmen zum Ziel gesetzt hat. Wir überwachen Algorithmen, und dabei kann auch mal rauskommen, dass das alles ganz gut funktioniert. Wir glauben, dass es eine staatliche



Prof. Katharina Zweig erforscht den Einfluss von Algorithmen auf die Gesellschaft.

Institution geben muss, die kontrolliert, und zusätzlich zivilgesellschaftliche Initiativen mit wachsamen Augen. Gemeinsam wollen wir die besten Wege finden, Algorithmen zu gestalten.

Ein Blick in die Zukunft: Deutschland 2050. Welche Wirkung wird die Digitalisierung mit allen ihren Facetten bis dahin gehabt haben?

KATHARINA ZWEIF | Im Moment gibt es zu viele Zufälle, zu viele Wege, die die Zukunft nehmen könnte, um das seriös zu beantworten. Aber ich glaube, es gibt ein paar Dinge, die wir nie vergessen sollten. Wir sind biologische und körperliche Wesen, d. h., wir werden auch in 33 Jahren an Tischen zusammensitzen und miteinander reden, miteinander lachen, uns lieben und hassen. Vielleicht werden wir anders kommunizieren, anders handeln, anders arbeiten. Dieser Wandel wird viel größer sein, als die industrielle Revolution es jemals gewesen ist.

JÖRG DRÄGER | In 33 Jahren werden wir uns die Frage, die Sie gestellt haben, gar nicht mehr stellen, weil wir Digitalisierung als einen selbstverständlichen Teil unseres Lebens empfinden. Mein Sohn kann sich heute gar nicht mehr vorstellen, was wir mit Computern gemacht haben, bevor es das Internet gab. 2050

werden wir uns auch kaum noch vorstellen können, wie das Leben ohne permanente Vernetzung stattfand. Vielleicht werden wir uns fragen, wie wir mit dieser Informationsflut klargekommen sind, bevor Algorithmen sie für uns gefiltert haben.

KONRAD LISCHKA | Wichtig ist, dass wir Maschinen dazu nutzen, die Unzulänglichkeiten menschlichen Entscheidens auszugleichen, und nicht dazu, die Unzulänglichkeiten des Menschen mit den Unzulänglichkeiten der Maschinen zu vervielfachen. Das wäre ein guter Ansatz für die nächsten 33 Jahre. Damit können wir anfangen.

www.change-magazin.de

Weblinks:

- www.algorithmenethik.de
- www.algorithwatch.org
- www.foundersfoundation.de

Kontakt:

- [Dr. Jörg Dräger](mailto:joerg.draeger@bertelsmann-stiftung.de)
- joerg.draeger@bertelsmann-stiftung.de
- [Konrad Lischka](mailto:konrad.lischka@bertelsmann-stiftung.de)
- konrad.lischka@bertelsmann-stiftung.de
- [Prof. Katharina Zweig](mailto:zweig@cs.uni-kl.de)
- zweig@cs.uni-kl.de

Von links oben im Uhrzeigersinn: Schüler antworten mit QR-Code-Karten. Lovis Glinka mit seinem Tablet für das Lernen zu Hause. Klasse 5e des Städtischen Gymnasiums Olpe. Aufnahme eines Stopp-Motion-Films.

Anders lernen mit Frau Sonnig



Paul Kaltefleiter



Axel Multhaupt



Olpe, Sauerland



Juli 2017

Im sauerländischen Olpe erprobt eine Lehrerin mit ihren Schülern das Lernen mit der Flipped-Classroom-Methode. Ein Besuch vor Ort.

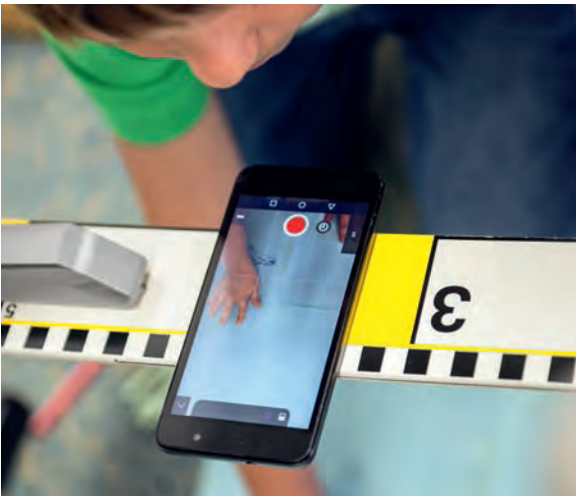
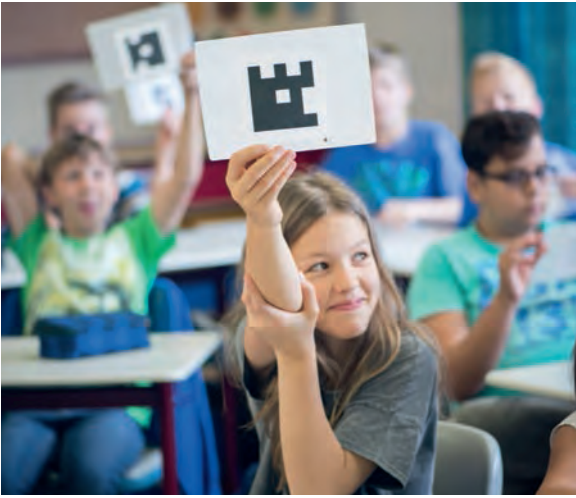
Die Schule ist aus, Tina Glinka sitzt mit ihren Kindern Lovis (zehn) und Maja (acht) beim Mittagessen und erkundigt sich nach den für diesen Tag anstehenden Hausaufgaben. Freudig verkündet Lovis: „Für Deutsch dürfen wir uns Videos ansehen!“

Lovis besucht die Klasse 5e des Städtischen Gymnasiums Olpe. Er geht gerne zur Schule, ist sehr wissbegierig und mag besonders die Fächer Naturwissenschaften, Biologie, Geschichte und Englisch. Und Deutsch, denn da heißt es häufig: „Schaut euch als Hausaufgabe das Lernvideo an.“ Diese Art Hausaufgaben findet Lovis richtig cool: „Es ist einfach toll, mit Videos zu arbeiten – auch für die Schule!“ Entsprechend motiviert sitzt er später auf der Terrasse und sieht sich auf dem Laptop zwei von seiner Deutschlehrerin Sonja Hennig erstellte Lernvideos zum Thema „Gedichte“ an. „Ich schau mir die Videos gern hier draußen, auf dem Sofa, am Esstisch, am

Schreibtisch oder im Bett an, wo ich gerade mag. Die Lernvideos sind nicht lang, höchstens fünf Minuten. Wenn ich etwas nicht richtig verstanden habe, kann ich mir die Stelle noch mal ansehen oder in der nächsten Stunde meine Lehrerin fragen. So zu lernen finde ich echt gut!“

Individuelle Förderung

Dass die 24 Schüler der Klasse 5e so arbeiten können, verdanken sie ihrer Klassenlehrerin Sonja Hennig, die als „Frau Sonnig“ bloggt und dort ihre eigenen Lernvideos für andere Lehrer online bereitstellt. Seit Beginn des Schuljahres gestaltet sie ihren Deutschunterricht zu großen Teilen nach der Flipped-Classroom-Methode. Das Grundprinzip des „umgekehrten Klassenzimmers“ lautet: Die Kinder eignen sich den Lernstoff mittels Videos zu Hause an. Anschließend besprechen und vertiefen sie ihn im Schulunterricht. Damit ist das traditionelle Lernmodell – Wissensvermittlung im Unterricht, Vertiefung und Festigung durch die Hausaufgaben – buchstäblich auf den Kopf gestellt.






SONJA HENNIG

Sonja Hennig ist seit 2010 Oberstudienrätin am Städtischen Gymnasium Olpe und unterrichtet die Fächer Deutsch und Geschichte. Darüber hinaus verfügt die dreifache Mutter und begeisterte Seglerin über zahlreiche medienpädagogische Zusatzqualifikationen, die sie in ihren Funktionen als Medienkoordinatorin ihrer Schule und als Medienberaterin des Kreises Olpe zum Einsatz bringt.

Weblinks:

 www.frausonnig.jimdo.com
www.sonnigeeinsichten.jimdo.com

Kontakt:

 hennig@gymnasium-olpe.de



Sonja Hennig kam auf der Bildungsmesse didacta erstmals mit dem Flipped-Classroom-Konzept in Kontakt. „Ich fand die Methode gleich spannend, musste sie aber noch eine Weile in mir tragen, bevor ich den Schritt gewagt und die ersten Videos gedreht habe“, sagt sie rückblickend. „Zuerst war die Videoerstellung sehr zeitaufwendig, jetzt geht das schon viel schneller.“ Inzwischen hat sie zahlreiche Lernvideos produziert und ihren Deutschunterricht mehr und mehr „geflippt“. „Das geht aber nicht immer. Bei dem Thema ‚Gedichte‘ kann ich Lernvideos einsetzen, um Basiswissen zu vermitteln. Aber Gedichte muss man natürlich im Unterricht lebendig werden lassen. Dabei hilft uns aber auch Flipped Classroom: Indem ich die Erklärphase nach Hause verlege, können wir die Unterrichtszeit viel intensiver zum Üben und Entdecken nutzen. Wir beschäftigen uns flexibler mit dem jeweiligen Thema. So kann ich der heterogenen Lerngruppe durch individuelle Förderung eher gerecht werden. Und wir haben mehr freie Unterrichtszeit für produktiv-kreative Projekte.“

Gelegenheiten zur individuellen Betreuung und Förderung gewinnt Sonja Hennig auch durch den Einsatz von digitalen Kontroll- und Übungsformen.

Teils online, teils in Heften

So beginnt die Deutschstunde der 5e am nächsten Morgen mit einem besonderen Hausaufgaben-Check. Mit einer App-gestützten Methode beantworten die Schüler Multiple-Choice-Fragen, indem sie personalisierte QR-Code-Karten hochhalten. Frau Hennig scannt die Karten mit ihrem Handy ein und erhält so für jedes Kind eine Rückmeldung darüber, ob der Stoff des Videos verstanden wurde. Die Kinder quizzten gerne, sind mit Begeisterung dabei und empfinden eigene Fehler in diesem „Spiel“ weniger tragisch als z. B. bei einer mündlichen Abfrage.

„Ich fand die Methode gleich spannend, musste sie aber noch eine Weile in mir tragen, bevor ich den Schritt gewagt und die ersten Videos gedreht habe.“

Sonja Hennig

Danach geht es an die Vertiefung des Unterrichtsstoffs im Computerraum. In Zweiergruppen bearbeiten die

Schüler die ausgeteilten Arbeitsblätter teils online, teils in ihren Heften. „Pferderennen ist das absolute Lieblingsspiel von uns allen“, erklärt Lovis. „Dabei muss man Fragen beantworten, und für jede richtige Antwort rückt das eigene Pferd ein Stück vor. Sieger ist der, dessen Pferd zuerst im Ziel ist.“ Sonja Hennig ergänzt: „Zum Üben setze ich gern digitale Tools ein, z. B. LearningApps.org. Die Kinder untersuchen die Texte selbstständig und in ihrem eigenen Tempo. Sie erhalten direktes Feedback. Das könnte ich allein in der Klasse nicht leisten. So festigen sie ihr Wissen spielerisch – und haben wirklich Spaß dabei! Ich kann währenddessen herumgehen und gezielt dort helfen, wo etwas nicht klar ist. Davon profitieren alle – insbesondere die Inklusionskinder.“

„Ohne die Lernvideos hätten wir jetzt wohl nicht die Zeit, hier so kreativ zu sein.“

Sonja Hennig

Einige Gedichte und abwechslungsreiche Deutschstunden später ist es dann so weit: Wie zu Beginn der Unterrichtseinheit angekündigt, dürfen die Kinder als Projekt Stopp-Motion-Filme zu einem Gedicht planen und realisieren. Stative werden positioniert, Bildkompositionen optimiert und jede Menge Fotos geschossen. Sonja Hennigs Resümee: „Ohne die Lernvideos hätten wir jetzt wohl nicht die Zeit, hier so kreativ zu sein. Das Filmprojekt ist für uns alle ein schöner Abschluss des Themas. Ich mache auf jeden Fall mit Flipped Classroom weiter, denn für mich ist das Konzept ein echter Türöffner, um auch andere Methoden in meinen Unterricht einzubinden. Schön wäre natürlich, wenn ich noch ein paar Kollegen für das Flippen begeistern könnte.“

Das würden die meisten Kinder der 5e und wohl auch deren Eltern begrüßen. „Die Kinder wachsen als Digital Natives auf und sollten auch entsprechend unterrichtet werden. Flipped Classroom ist da ein toller Ansatz, absolut fördernd. Dazu müssen die meisten Schulen aber noch ihre digitale Infrastruktur verbessern“, appellieren etwa Lovis' Eltern

Tina, selbst Lehrerin, und Jörg, Softwareentwickler. Und Lovis? Na klar, mehr Flipped Classroom, da ist er dabei, aber er hat noch etwas auf dem Herzen: „Flipped Classroom ist toll. Das kann aber nur richtig funktionieren, wenn alle Kinder ein Smartphone, Tablet oder einen Computer zu Hause haben. In unserer Klasse haben das zum Glück alle, aber das ist vielleicht nicht immer so.“

 www.change-magazin.de

PROJEKT DER BERTELSMANN STIFTUNG



„FLIP YOUR CLASS!“

Die Flipped-Classroom-Methode kommt ursprünglich aus den USA. Die zentralen Aktivitäten des Lehrens und Lernens werden umgekehrt. Zu Hause eignen sich die Schüler selbstständig und vorab die Inhalte an. Im Unterricht wird das Wissen dann angewendet und vertieft. Den Lehrkräften bleibt mehr Zeit, um auf die individuellen Bedürfnisse und Potenziale einzelner Schüler einzugehen. Um konkrete Unterrichtskonzepte zu dieser Methode zu entwickeln, haben die Pädagogische Hochschule Heidelberg, die Bertelsmann Stiftung und die Online-Lernplattform sofator mit Berliner Schulen das Pilotprojekt „Flip your class!“ durchgeführt. Zum Jahreswechsel veröffentlicht die Bertelsmann Stiftung Erkenntnisse und Handlungsempfehlungen des Projektes unter dem Titel „Flipped Classroom – Zeit für deinen Unterricht“.

Weblink:

 www.flipyourclass.de

Kontakt:

 Prof. Dr. Christian Spannagel
 spannagel@ph-heidelberg.de

Weblink:

 www.bertelsmann-stiftung.de/de/unsere-projekte/in-vielfalt-besser-lernen/projektthemen/lernen-digital/

Kontakt:

 Christian Ebel
 christian.ebel@bertelsmann-stiftung.de

Weit draußen vor dem Digi-Tal



Bernd Giesecking



Thomas Rosenthal

Die Welt hat sich rasend verändert durch das Digitale, am deutlichsten zu sehen an unseren Kommunikationsstrukturen. Trampeten wir als Jugendliche nach Frankreich, hieß es von den Eltern: „Ruf kurz an, wenn du da bist.“ Wenn wir das nicht machten, war es auch nicht schlimm. Dabei war Frankreich damals unser „Rand der Welt“. Heute skypen Eltern täglich mit ihren Kids, die Neuseeland bereisen. Nicht nur die „Digital Natives“ und ihre Eltern, auch viele Großeltern sind fasziniert von den neuen Möglichkeiten des Digitalen.

Viele? Ja, aber längst nicht alle. Manche sind widerständig wie das „kleine gallische Dorf“, in dem Asterix wohnt, umlagert von den digitalen Welten. Meine Eltern zum Beispiel, knorrige Ostwestfalen, Denkmäler des Analogen geradezu: Meine Eltern und drei Indianerstämme vom Amazonas sind die einzigen Menschen der Welt, über die man im Internet nichts findet. Das beruhigt sie.

„Wir wollen da nicht rein, uns genügt das Dorf“, sagen sie.

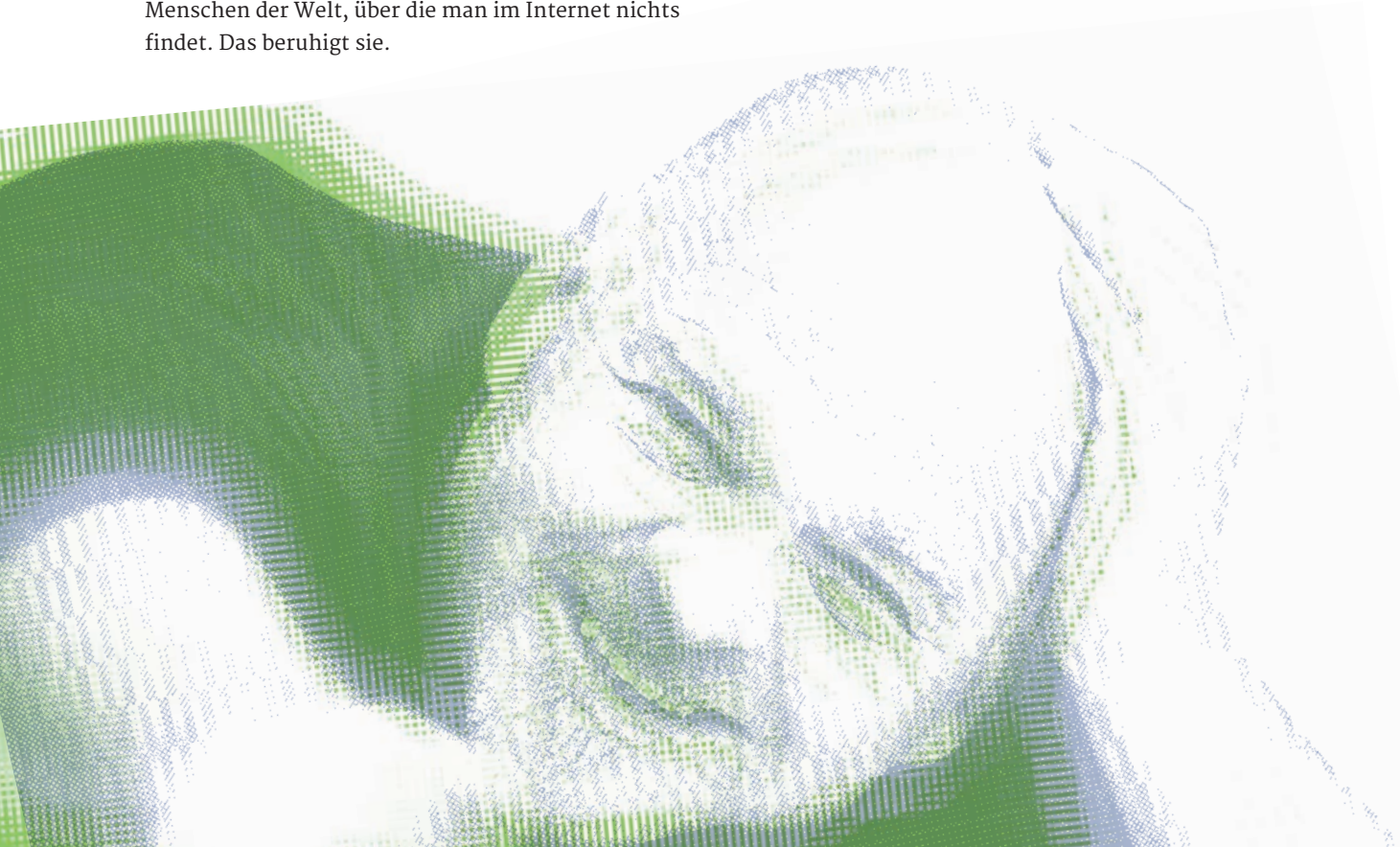
Ich sage dann: „Das Internet ist auch ein Dorf. Da weiß auch jeder alles über jeden!“ Meine Mutter hasst außerdem Anglizismen. Sie war das „Milchmädchen von Minden“, der Weg zur „höheren Schule“ verbaut durch die Pflicht, den Vater am Milchwagen zu unterstützen. Samstags hatte sie schulfrei, weil sie mitfahren musste. Ihren Söhnen hörte sie sämtliche Vokabeln ab, ohne diese Sprachen je gesprochen zu haben. Eine „E-Mail“ bleibt für sie trotzdem ein „Emil“, vor allem, weil sie um die komische Wirkung dessen weiß.

Ich wollte meine Eltern einbinden ins digitale Zeitalter. Surfen, googeln, mailen. Also kaufte ich ihnen Rechner, Bildschirm und Drucker und sorgte für einen Internetanschluss. Meine Eltern saßen etwas ratlos vor der Tastatur. Bei meinem nächsten Besuch wollte ich etwas drucken.

„Wo ist denn der Drucker?“

„Den hat dein Bruder mit nach Duisburg genommen, seiner ist kaputt.“

Irgendwann wohnten auch Bildschirm und Rechner bei meinem Bruder in Duisburg.



Dabei schreiben meine Eltern viel. Meine Mutter steht in reger Verbindung mit Freunden, Freundinnen oder dem in Berlin lebenden Bruder – und sie schreibt wöchentlich, „von Hand“, wie man hier sagt. Mein Vater, der ehemalige Zimmermann, führt ein Tagebuch. Zu Geburtstagen, Dorfereignissen und Jubiläen trägt er Gereimtes vor, pointensicher schreibt er Verse, die seit Jahrzehnten geradezu erwartet werden. Damit ist mein Vater auch ein Chronist seiner Zeit, er notiert ebenfalls „handschriftlich“.

Mein Vater ist gleichzeitig Mitglied einer Bruderschaft, der „Rolandsbrüder“, Zimmerleute und andere Handwerker, die auf der Walz waren oder sind. Diese Tradition ist weiter lebendig. Wenn sie sich treffen, gibt es Rituale, die vollzogen werden ohne die Öffentlichkeit. Alles wird allein mündlich tradiert, „Oral History“, aus Zeiten, als sich Gesellen noch gegen ihre Meister verbünden mussten, als erste Arbeiterrechte erkämpft wurden.

Meine Eltern sind interessiert an der Welt. An jedem Gasthaustisch, auch in anderssprachigen Ländern, kommen sie schnellstens „ins Gespräch“, oft mit „Händen und Füßen“, und können hinterher berichten, was der oder die dort tut und macht. Meine Eltern sprechen überwiegend „Platt“, aber das reicht, um durch die Welt zu kommen. Sie sind für Ostwestfalen ungewöhnlich kontaktfreudig. Letztlich kein Wunder, denn das Milchmädchen musste sich mit der Kundschaft, der wandernde Zimmermann mit der Welt an seinen Reisesationen austauschen. Und sie waren schon immer mehr daran interessiert, etwas zu erfahren, als die eigenen Geschichten zu erzählen.

Diese beiden wollte ich nun an die digitale Welt anschließen? Die Tastatur war nur das erste Hindernis. Die Orientierung, wo „e“ und „m“ sitzen, wo die Feststelltaste für die Großschreibung, das war ihnen zu mühsam, allein weil diesen beiden „Handwerkern“ das Schreiben als Prozess schon größte Freude macht. Ich habe in den letzten Wochen mehrfach in Restaurants und auf Plätzen Kinder gesehen, noch mit Schnuller im Mund, denen die Eltern das Smartphone in die Hand gedrückt hatten. Fasziniert und stumm starrten sie auf die leuchtende Oberfläche und „wischten“. Für mich ist das kein Fortschritt, sondern Kulturverlust. Neffe und Nichte, acht und zehn

Jahre alt, können unsere handgeschriebenen Karten nicht lesen, sie kennen nur noch „Druckbuchstaben“ oder die sogenannte „Grundschrift“.

Ich finde es großartig, wenn Freunde mir erzählen, sie hätten ihrer Oma ein iPad geschenkt, und nun maile sie und habe ihren Facebook-Account selber eingerichtet. Wenn Opa googelt und sonntägliche Wanderungen im Netz vorbereitet, klasse. Digitale Hilfen in der Pflege sind hilfreich und wunderbar. Computerkurse für Senioren, toll.

Aber all das gar nicht zu wollen muss auch noch möglich sein. Konfusion, der große ostwestfälische Weise, sagt: „Fortschritt heißt nicht, dass jeder mitgehen muss.“ Wir dürfen nicht arrogant die zurücklassen, die einfach nicht mit ins Digi-Tal wandern wollen. Die sind oft gar nicht halsstarrig. Die schreiben manchmal einfach nur gern von Hand.



BERND GIESEKING

Der Kabarettist und Autor Bernd Giesecking schreibt Kolumnen für die „taz“, Kinderhörspiele für den WDR-Hörfunk sowie Bücher – und die am liebsten über Finnland, wie „Finne Dich Selbst!“. In Minden geboren, lebt er heute in Dortmund. Mit seinen Kabarettprogrammen „Gefühlte Dreißig“, „Finne Dich Selbst!“ sowie seinem alljährlichen satirischen Jahresrückblick „Ab dafür!“ tourt er durch die Republik. Sein neues Buch „Früher hab' ich nur mein Motorrad gepflegt“ ist soeben erschienen.

Weblink:

www.bernd-giesecking.de

Kontakt:

bgiesecking@aol.com



Owen Metsileng aus Südafrika hofft auf eine Karriere als Opernsänger.

Owen singt sich nach oben

 Christian Putsch

 Felix Seuffert

 Kapstadt

 August 2017

Der internationale Gesangswettbewerb NEUE STIMMEN gilt als Sprungbrett zur internationalen Opernkariere. In Kapstadt stellten sich nun elf Kandidaten zur Vorauswahl – sie haben große Fußstapfen zu füllen.

Owen Metsilengs ausdrucksstarke Stimme beruhigt seinen kleinen Sohn und wird hoffentlich bald der Familie ein sicheres Einkommen garantieren. Er gilt als einer der talentiertesten jungen Opernsänger in Südafrika (oben).

Mehrere Stunden singt Metsileng täglich – und die Nachbarn im Mietblock hören mit. Beschwerft hat sich noch niemand (unten links).

Der Sänger hat bereits einen der größten Gesangswettbewerbe in Südafrika gewonnen. Der silberne Pokal erinnert ihn daran, auch in schwierigen Zeiten nicht die Hoffnung zu verlieren (unten rechts).

„Ich will mit den Haien schwimmen.“

Owen Metsileng

Kapstadt. Die kräftige Stimme hat Olebogeng vom Vater geerbt. Der 11 Monate alte Junge schreit in einer Intensität, zu der nur Babys imstande sind. Bis er bekommt, was er will. Owen Metsileng übernimmt seinen Sohn von der verzweifelten Mutter, setzt sich in der Küche der winzigen Wohnung auf einen Hocker, das Baby auf dem Schoß – und singt: die Arie „Largo al factotum“ aus Rossinis Oper „Der Barbier von Sevilla“. Es ist die Arie, mit der der junge Bariton zwei Tage später zu seinem bislang wichtigsten Vorsingen antreten wird, der Vorauswahl zum NEUE STIMMEN-Gesangswettbewerb. Und Olebogeng hört auf zu schreien. Augenblicklich, wie eigentlich immer, wenn er die ausdrucksstarke Stimme seines Vaters hört.

Der Kleine scheint zu spüren, dass diese Stimme das Potenzial hat, der Familie ein sicheres Einkommen zu garantieren. Metsileng, 29 Jahre alt, ist einer der talentiertesten jungen Opernsänger in Südafrika. In seiner Vita stehen Auftritte in den Niederlanden und Australien, im Jahr 2015 gewann er den „Amazwi Omzansi Africa“-Gesangswettbewerb in Durban. Aufgewachsen in einem Dorf in der Nähe der Berg-

baustadt Rustenburg, hat er es weit gebracht. In der Oper Kapstadt sang er die Rolle des Dancaïro in Carmen und Barone Douphol in La Traviata.

Karriere als Solist

Von seiner Leidenschaft zu leben, gelingt Metsileng trotz der bisherigen Erfolge noch nicht dauerhaft. Die Möglichkeiten in Südafrika sind rar, nur in Kapstadt finden ganzjährig Produktionen statt. In Monaten, in denen Metsileng ein Engagement hat, geht es ganz gut. Doch manchmal kommt über ein oder zwei Monate kein Engagement und damit auch kein Geld. Dann tritt er auch schon mal bei Firmenfeiern auf.

Es gab Tage, an denen der Künstler Mühe hatte, die Windeln für seinen Sohn zu bezahlen. In seinem 30-Quadratmeter-Apartment im Kapstädter Studentenviertel Mowbray ist das Wohnzimmer gleichzeitig das Schlafzimmer. Metsileng könnte eine Anstellung im Opernchor annehmen, das würde immerhin ein gesichertes Einkommen bedeuten. Doch er will weiter alle Energie in eine Karriere als Solist legen. „Ich will mit den Haien schwimmen“, sagt er lächelnd.





BRIAN DICKIE

Leiter der Vorauswahlen der NEUEN STIMMEN

Nach 27 Jahren beim Glyndebourne-Festival, davon acht Jahre in leitender Funktion, ging Brian Dickie 1989 als Generaldirektor der Canadian Opera Company für fünf Jahre nach Toronto. Von 1999 bis 2012 war er Generaldirektor des „Chicago Opera Theater“. Brian Dickie leitet seit 1999 die weltweiten Vorauswahlen für die NEUEN STIMMEN.

Weblink:

 www.briandickie.com



Um dauerhaft von seiner Kunst leben zu können, muss der Bariton auf die großen Opernbühnen. Auch deshalb ist diese Vorausscheidung so wichtig für den Südafrikaner. 1987 wurde der Gesangswettbewerb von Liz Mohn, stellvertretende Vorstandsvorsitzende der Bertelsmann Stiftung, initiiert. Seitdem gilt NEUE STIMMEN als eines der wichtigsten Sprungbretter für junge Opernsänger auf dem Weg zur internationalen Karriere. Im Jahr 2011 gewann Olga Bezsmertna aus der Ukraine, die kurz darauf Ensemblemitglied an der Wiener Staatsoper wurde. Die Preisträgerin des Jahres 2013, Nicole Car aus Australien, verzeichnete Engagements auf allen größeren Bühnen in Europa und in den USA.

„Musik fördert Toleranz, Gemeinschaft und führt Menschen unterschiedlicher Nationalität und Kulturen zusammen.“

Liz Mohn

Ein letzter Unterricht noch. In einem über 100 Jahre alten viktorianischen Haus in der Nähe der Universität öffnet Hanna van Schalkwyk die Tür. Sie

unterrichtet seit einem Vierteljahrhundert einige der größten Talente der Nation und ist einer der Gründe, warum Opernsänger zu den hochwertigsten Exporten Südafrikas zählen.

Kostenloser Unterricht

Eine kurze Umarmung, dann schreitet sie voran in das Musikzimmer. Im Regal stehen Hunderte Bücher, an der Wand hängen Urlaubsfotos, van Schalkwyks Mann setzt sich ans Klavier. Eine familiäre Atmosphäre, die Anspannung fällt ein wenig von Metsileng ab. Er nennt seine Lehrerin „Mama“, was in der südafrikanischen Kultur neben Vertrauen auch großen Respekt ausdrückt. Sie unterrichtet ihn kostenlos. „Mama“ ist von Metsilengs Können fest überzeugt. Doch sie ist streng, korrigiert ihn beim Figaro immer wieder, während draußen der Regen prasselt. „Deine Gesten mit der Hand sind zu klein, sie lassen dich unsicher erscheinen“, sagt sie. Metsileng soll mit seiner Körpersprache der Rolle präziser Nachdruck verleihen. „Bring deine Zuhörer dazu, dass sie mehr von dir hören wollen. Sie müssen mit dir in die Rolle eintauchen.“ Hinzu kommen Atemübungen, die dem Sänger helfen, seine Emotionen zu kontrollieren.

Eine Dreiviertelstunde lang üben sie die fünf Arien, die Metsileng für NEUE STIMMEN eingereicht hat. Die

erste Arie darf der Kandidat bestimmen, die zweite wird der Juror spontan aussuchen. Viel Stoff für wenig Zeit. Eine Umarmung noch zum Abschied, dazu ein tiefer „Du-schaffst-das-Blick“ – und Owen ist allein.

Zwei Tage später setzt sich ein freundlicher Mann mit weißen Haaren an einen Tisch in der Mitte des Probesaals „308“ des Artscape Theatre Centre, der Heimat der Kapstädter Oper. Brian Dickie bürgt mit seiner immensen Erfahrung für die Qualität der ausgewählten Sänger. Er entscheidet über das Weiterkommen. Seit dem Jahr 1999 reist Dickie für NEUE STIMMEN um die Welt, jedes Mal hört er geduldig rund 1.000 Sänger – immer auf der Suche „nach einer Stimme, die nicht nur technisch ausgereift ist, sondern deren Träger auch kunstvoll mit der Rolle verschmilzt“. Bei jedem Hundertsten sei das der Fall, die faszinierende Suche nach dieser kostbaren Auslese gibt ihm die Kraft, auch im fortgeschrittenen Alter beinahe im Tagestakt von einem Kontinent zum anderen zu jetten.

Der 76-jährige Engländer blickt auf eine illustre Karriere zurück. Unter anderem war er der Hauptgeschäftsführer des Glyndebourne-Festivals in England, danach 13 Jahre lang Generaldirektor des „Chicago Opera Theater“. Wer einen der 44 Plätze

für die Endrunde in Gütersloh bekommen will, der muss zunächst innerhalb von zehn Minuten das geschulte Gehör des Opernexperten überzeugen. Elf Sänger sind erschienen, wohl nur zwei bis drei werden die nächste Runde erreichen. Dickie hat säuberlich Listen mit Namen und dazugehörigen Arien vor sich ausgebreitet, daneben Notizblock, Laptop und zwei Wasserflaschen.

An Nachwuchs mangle es nicht, sagt Dickie. „Eine gute Oper hat universelle Qualität, deren Botschaft auch nach Jahrhunderten relevant ist und die Menschen bewegt wie keine andere Kunstform.“ Mit den Sängern sei es wie mit dem Wein, „es gibt gute und weniger gute Jahrgänge“. Im Jahr 2015 hat er besonders hier in Kapstadt einen Jahrgang gefunden, „der einen von den Socken haut“.

Gleich zwei südafrikanische Sänger – der Tenor Lukhanyo Moyake und die Mezzosopranistin Bongiwe Nakani – schafften es schließlich in Gütersloh unter die Preisträger. „Ich hoffe, das passiert wieder. Die Südafrikaner sind die neuen Südkoreaner“, sagt Dickie, „das war davor die etwas unerwartete Nation, die es weit nach vorne schaffte.“ Die Leistung der erfolgreichen Kandidaten sei das Ergebnis „verdamm

PROJEKT DER BERTELSMANN STIFTUNG



NEUE STIMMEN – INTERNATIONALER GESANGSWETTBEWERB

Der internationale Gesangswettbewerb NEUE STIMMEN wurde 1987 von der stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden der Bertelsmann Stiftung Liz Mohn initiiert. Er gilt als eine der international wichtigsten Nachwuchsbörsen für das Opernfach. Junge Opernsänger können den Wettbewerb nutzen, um Kontakte zu Jury-Mitgliedern, Intendanten und Agenten zu knüpfen. Die NEUEN STIMMEN haben bereits vielen jungen Künstlern den Weg zu einer internationalen Karriere ermöglicht.

Weblink:

 www.neue-stimmen.de

Kontakt:

 Ines Koring

 ines.koring@bertelsmann-stiftung.de

harter Arbeit und enormer Willenskraft“. Sie seien Gewinner, „auf der Bühne und im Leben“.

Die Lebensläufe der südafrikanischen Kandidaten gleichen sich. Fast alle haben schon als Kinder im Chor begonnen, mal in der Kirche, mal in der Schule, einige in beidem. Die staatliche Kulturförderung für klassische Musik wurde in den vergangenen Jahrzehnten weitgehend eingestampft, Gesangswettbewerbe für Schüler gibt es aber weiter landesweit im großen Stil. Das Singen ist besonders in der Kultur der schwarzen Bevölkerung Südafrikas tief verankert, sei es bei Beerdigungen, Hochzeiten, Geburten oder sogar Demonstrationen gegen die Regierung.

„Mit den Sängern ist es wie mit dem Wein, es gibt gute und weniger gute Jahrgänge.“

Brian Dickie

„Gesang gehört hier zum Leben“, sagt Dickie. Schon allein wegen der Menge des so geformten Talents könnten sich Künstler auf Weltniveau herauskristalisieren. Hinzu kommt aber noch etwas anderes: Viele Kandidaten stammen aus einfachen Verhältnissen. Die Tragik, die viele Opernrollen ausmache und auch nach Jahrhunderten die Menschen in die Opernhäuser locke, könnten sie mitunter besser nachfühlen als Kandidaten, die in behüteten Mittelschichtsfamilien aufwachsen.

Inspirierende Talente

Die Tür öffnet sich endlich, und die Szenerie hat so gut wie nichts mit der würdelosen Inszenierung von TV-Gesangswettbewerben wie „Deutschland sucht den Superstar“ gemein. Außer Dickie, einem Pianisten und dem Kandidaten ist in der Regel niemand im Raum. Der Juror ist höflich-sachlich, niemals herablassend, und die bestens vorbereiteten Künstler kommen ohne nervöses Kichern aus. Die meisten haben reichlich Bühnenerfahrung – sie wissen, was sie tun.

Es treten wahrlich inspirierende Talente auf. Da ist Bongwangani Zwane, 25, aus Swasiland, der in traditioneller Festkleidung erscheint. Er hat monatelang

„Ich lebe für die Musik.“ Cecilia Rangwanasha wuchs in einer abgelegenen Kleinstadt auf, bis zum nächsten Klavier waren es 30 Kilometer Fahrt. Heute hat sie eine Anstellung an der Oper Kapstadt.

für die Reise gespart, fuhr die Nacht hindurch mit dem Bus nach Johannesburg, stieg ins Flugzeug nach Kapstadt und ist gerade noch pünktlich angekommen. Früher ging es nicht. Seine Tochter, 18 Monate alt, hatte eine schwere Grippe.

Doch das Adrenalin hat die Müdigkeit davongeschwemmt, Zwanes kräftige Stimme füllt den riesigen Raum mühelos. Auch er singt eine Arie aus „Die Hochzeit des Figaro“. Dickie ist anzumerken, dass ihm die Leistung gefällt. Der Fuß trippelt im Takt, mit der rechten Hand dirigiert er subtil die allzu bekannten Stücke mit. Doch am Ende sagt er nur: „Bravo, das war sehr gut. Vielen Dank.“ Er muss erst alle Kandidaten gehört haben, es wäre unprofessionell, verfrüht Hoffnung zu machen.

Auch beim Auftritt von Cecilia Rangwanasha trippelt der Fuß des Jurors. Sie singt die Arie „Dich, teure Halle“ aus Richard Wagners „Tannhäuser“, mit einer stimmlichen Reife, die angesichts ihrer erst 23 Jahre überrascht.

Ihre Lehrer in der ländlichen Ortschaft Lebowakgomo fuhren Rangwanasha während ihrer Jugend mehrmals wöchentlich den halbstündigen Weg bis zum nächstgelegenen Klavier – eine Investition, die sich unabhängig vom Ausgang des NEUE STIMMEN-Wettbewerbs gelohnt hat. Rangwanasha hat derzeit einen Jahresvertrag an der Oper Kapstadt. Das Engagement sichert ihr ein regelmäßiges Einkommen.

Und dann öffnet sich die Tür für Owen Metsileng. Ein wenig früher als erwartet, zwei Kandidaten hatten es nicht pünktlich zum Auftritt geschafft, zum Einsingen blieben ihm deshalb nur zehn Minuten. Ohnehin war er schon um 5.30 Uhr aufgewacht. Von Zeitdruck und Nervosität lässt er sich nun aber nichts anmerken. „Du wirst den Figaro singen?“, fragt Dickie. „Ja“, antwortet der im schwarzen Anzug gekleidete Sänger selbstbewusst, „laut und mit Nachdruck“.

Die Gestik gelingt ihm weit besser als bei der Generalprobe, dafür fehlt ein wenig Feuer in der Stimme. Dickies Fuß tippt im Takt, doch die Hand bleibt still – ein sicheres Zeichen, dass Metsileng ihn nicht restlos überzeugt hat. „Vielen Dank“, sagt Dickie eher nüchtern, „können wir jetzt bitte Verdis Macbeth haben?“





Metsileng zögert kurz. Er hat das Stück seit über einem halben Jahr auf keiner Bühne mehr gesungen, die Rolle des königlichen Heerführers ist zudem besser für ältere Sänger geeignet. „In Ordnung“, sagt er – und legt einen emotionsgeladenen, technisch beachtlichen Auftritt hin. Dickies linke Hand dirigiert mit, fordert mehr Intensität, still singt er einige Passagen mit.

„Diese Rolle steht dir in der Tat sehr gut“, sagt Dickie am Ende, „du hättest damit beginnen sollen. Sie zeigt viele deiner Stärken.“ Metsileng lächelt, als er den Saal verlässt. Er weiß, dass ihm der Macbeth besser als seine vermeintliche Paraderolle des Figaro gelungen ist. Und er weiß, dass vor ihm quälende Tage des Wartens liegen. „Owen hat großes Talent“, murmelt Dickie, nachdem Metsileng den Saal verlassen hat, „aber ich bin mir nicht sicher, ob er zum besten Prozent gehört.“

Publikumsliebbling

Dazu gehört fraglos Lukhanyo Moyake, der zwei Jahre zuvor bei der Endrunde in Gütersloh den dritten Platz belegte. Am Abend nach Metsilengs Auftritt betritt er den gleichen Raum, in dem am Vormittag noch die Vorauswahl stattfand – zusammen mit den anderen Ensemblemitgliedern für die Wagner-Oper „Der Fliegende Holländer“.

Es ist eine der letzten Proben vor der Premiere, Moyake spielt den Steuermann. Inzwischen kommen die Leute

auch wegen ihm in die Oper. „Lukhanyo ist einer der Publikumsliebblinge“, sagt Regisseur Matthew Wild, „er hat seit dem NEUE STIMMEN-Wettbewerb eine enorme Entwicklung vollzogen und ist ein unglaublich wertvolles und vielseitiges Ensemblemitglied. Er beherrscht auch große Rollen in Werken von Wagner oder Strauss glänzend.“

Starattitüde aber bleibt Moyake fremd. Er lebt in einem komfortablen Apartment, an Wochenenden aber geht er mit Jugendfreunden, die in der südafrikanischen Navy stationiert sind, in der Township Khayelitsha aus. Dort ist der Gemeinschaftssinn stärker als in der Stadt, und einige Viertel entsprechen längst nicht mehr dem Klischee des Armenviertels.

NEUE STIMMEN war erst Moyakes zweiter internationaler Wettbewerb. Doch seitdem hat er einen Namen in der Opernszene. Es folgten Konzerte in Argentinien, in London, in Cardiff, in Lissabon sang er den Don José in Carmen. Rund die Hälfte des Jahres besteht aus Reisen. Seine Frau ist zum Glück ebenfalls Opernsängerin, sie hat Verständnis. Ab Januar 2018 wird er für vier Monate an der renommierten English National Opera in London den Alfredo in „La Traviata“ spielen. Für die zweite Jahreshälfte hat er bereits an der Wiener Staatsoper unterschrieben.

Manchmal fragen ihn Kandidaten des NEUE STIMMEN-Wettbewerbs um Rat. „Trau dich“, sagt Moyake dann. Man dürfe auch derart große Wettbewerbe

Lukhanyo Moyake belegte bei den NEUEN STIMMEN 2015 den dritten Platz. Seitdem wird er international engagiert – 2018 an der Wiener Staatsoper (rechts).

Talent aus Swasiland: **Bongwangani Zwane** sparte monatelang auf die Reise nach Kapstadt, um Juror **Brian Dickie** vorzusingen (links).



nicht scheuen. Es lohne sich, selbst wenn man früh scheitert. „Deine Stimme wird bekannt, eines Tages klingelt vielleicht trotzdem das Telefon.“ Und wer es nach Gütersloh schaffe, sei ohnehin ein Gewinner. „Auch wer es nicht in die Endrunde schafft, bekommt von der Bertelsmann Stiftung die Chance zur Teilnahme an Meisterkursen, Konzerten und Coachings.“

„Ich singe jetzt mit meinen Idolen, das ist wie ein Traum.“

Lukhanyo Moyake

Der wichtigste Rat aber: harte Arbeit. Bis zu neun Stunden am Tag verbringt Moyake mit Gesangsübungen und dem Einstudieren der Partie. „Ich singe jetzt mit meinen Idolen, das ist wie ein Traum“, sagt Moyake, der in einem kleinen Dorf am strukturschwachen Ostkap aufgewachsen ist. Er genießt es, in fremde Rollen zu schlüpfen, was ihm so intensiv wie wenigen gelingt.

NEUE STIMMEN hat ihm Selbstvertrauen gegeben und seinem Umfeld die Zuversicht, dass er dauerhaft von der Kunst leben kann. Einst musste er seiner Mutter versprechen, dass er sein für die Musik abgebrochenes Informatik-Studium wieder aufnehmen werde, wenn er mit 35 Jahren noch kein solides Auskommen haben sollte. Nun ist er 31 Jahre alt und hat seiner

Mutter, die ihr Leben lang als Krankenschwester schuftete, gerade ein Haus gekauft.

Davon träumt auch Owen Metsileng. Den Anzug hat er in einem Probezimmer wieder ausgezogen, er trägt jetzt Sneakers, eine legere Hose und einen gemütlichen Pullover. „Der Figaro war nicht perfekt, der Macbeth aber besser, als ich dachte“, sagt er. Am Ende hat es für ihn nicht ganz gereicht. Fünf Kandidaten aus Südafrika haben die Endrunde in Gütersloh erreicht, er ist knapp gescheitert. Es war seine letzte Chance, beim nächsten NEUE STIMMEN-Wettbewerb wird er das Alterslimit von 30 Jahren überschritten haben.

Doch Metsileng will weiterkämpfen, er weigert sich, den Traum von der großen Karriere aufzugeben. Noch ein paar Scherze mit den anderen Kandidaten auf dem Flur, um auch die letzte Anspannung aus dem Körper zu bekommen. Dann aber wird Metsileng unruhig, er muss jetzt wirklich los. Zu Hause wartet sein Sohn, und der Sänger hat noch ein wichtiges Konzert zu absolvieren. In der Küche.

 www.change-magazin.de



André Schlichting reinigt mit einer Trockeneismaschine.

Erfolgreich durch Wandel

 Johannes von Dohnanyi

 Valeska Achenbach

 Lübeck

 Juli 2017

Mit dem Führungswechsel vor knapp 10 Jahren kam nicht nur eine jüngere Generation, sondern auch ein ganzheitlicher Veränderungsprozess: Was ist das Kerngeschäft? Wie können die Mitarbeiter für eine Revolution begeistert werden? Und wo ist technische Innovation unabdingbar? Die Bockholdt KG ist ein Beispiel dafür, wie Mut und Wandel zum Erfolg führen.

Es ist einer dieser norddeutschen Julitage, die der passionierte Segler Jan Bockholdt am liebsten ersatzlos aus dem Kalender streichen würde. Durch die Fenster des großen Besprechungsraums, den er „Ausguck“ getauft hat, verfolgt der Unternehmer die Sturmböen, die die aus schwarzen Wolken herabstürzenden Regenschauer fast waagrecht vor sich hertreiben.

Eigentlich hätte Bockholdt erwartet, dass der Veranstalter die Regatta, die in wenigen Stunden vor dem Timmendorfer Ostseeufer starten soll, absagen würde: „So ein Schietwetter ist doch niemandem zuzumuten.“ Aber der erhoffte Anruf lässt auf sich warten. Und das Smartphone, das der hochgewachsene Mann sekundenlang in der Hand hält, liegt sofort wieder auf dem Tisch. Natürlich wird er in Timmendorf sein. Denn „was man einmal versprochen hat, das gilt.“

„Wir kümmern uns um die Beseitigung von Materie am falschen Ort.“

Gülten Bockholdt

Generationswechsel

So macht man das in Norddeutschland. Und so hält das eben auch der Inhaber der Lübecker Reinigungsfirma Bockholdt KG. Im Privaten wie im Geschäftlichen: „Meinem Vater habe ich das Unternehmen vor fast zehn Jahren mit dem Versprechen abgekauft, es als Familienbetrieb zu erhalten.“ Ihr Wort haben Jan Bockholdt und seine Frau Gülten längst eingelöst: Sie haben die Firma nicht nur konsolidiert, sondern darüber hinaus auf ein solides Fundament gesetzt. Die Bilanzen der vergangenen Jahre, sagen die beiden stolz, „beweisen die Richtigkeit unseres Ansatzes.“

Weil Bockholdt mit über 6.000 Arbeitsplätzen einer der wichtigsten Arbeitgeber Schleswig-Holsteins ist, wird die Entwicklung des Unternehmens in der Landeshauptstadt Kiel mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt. Immer wieder hat es in den letzten Jahren öffentliches Lob wie auch Auszeichnungen für die Ideen und Entscheidungen der Bockholdts und ihrer Mitarbeiter gegeben. Es ist der Erfolg, mit dem das Unternehmen dem technologischen wie sozialen

Dritte Generation: **Gülten und Jan Bockholdt** führen das Unternehmen seit 2008 vom Hauptsitz Lübeck-Eichholz.

Wandel begegnet – er macht die Geschichte der Inhaber, aber auch der Mitarbeiter der Reinigungsfirma Bockholdt KG so erzählenswert.

Der Tag beginnt mit einem Vorurteil: Die Putzkolonne kommt, hieß es früher, wenn die Redaktionsräume mal wieder von den unappetitlichen Resten journalistischer Arbeit befreit werden mussten. Irgendwann wurden aus der Kolonne dann zumindest sprachlich aufgewertete Raumpflegerinnen. Und so stellt sich der Besucher auf dem Weg zum Empfang ein Frauenheer mit über den Haaren verknöteten Tüchern, feuchten Lappen in gummigeschützten Händen und röhrenden Staubsaugern vor.

Und wird nur Minuten später von einer laut lachenden Gülten Bockholdt korrigiert: Sie wisse ja, sagt die studierte Pädagogin und BWLlerin, dass die Branche als „nicht sehr sexy“ gelte. Aber mit dem klassischen Putzfrauen-Bild könne sie leider nicht aufwarten. Denn „wir sind Spezialisten. Unsere Fachkräfte putzen nicht. Sie reinigen. In Krankenhäusern, Labors, Industrieanlagen, sterilen Räumen und vielem mehr.“ Eine Bau-Endreinigung, die diffizile und anstrengende Arbeit in engen Luftkanälen oder die

Mit **6.000**
Mitarbeitern einer der wichtigsten
Arbeitgeber Schleswig-Holsteins



Mit **40**
verschiedenen Dienstleistungen
auf das Kerngeschäft konzentriert

BOCKHOLDT

Sauberkeit im Blut.

Spezialisten in jeder Höhe

EVENPIRATES
need to
CLEAN THEIR ROOMS



Loyalität
TLENSBURG
ZOSSEL
BHEIDE
Neumünster
Norderstedt
Hamburg
Lübeck
Bad Oldesloe
Rostock

Teamgeist
Lüneburg
Schwerin
A E S P E K T



WEI
verlässigkeit



WISCHEM

ennung

WASCHEN

SSERMA
gew



Mit Fraßgel Ungeziefer bekämpfen. **Martina Warnecke** reinigt auch mit klassischen Putzlappen und **Julian Buchholz** untersucht Insekten.



Beseitigung von Mini-Resten von Klavierlack habe mit Putzen im klassischen Sinn nichts mehr zu tun. „Wir kümmern uns um die Beseitigung von Materie am falschen Ort. Das ist ein gewaltiger Unterschied!“

Die Bockholdt KG steht aber nicht nur für einen erfolgreichen Generationswechsel in einem familiengeführten mittelständischen Unternehmen. Es geht auch um außerordentlichen unternehmerischen Wagemut in schwierigen Zeiten. Denn gegen die herrschende Lehre setzten Jan und Gülten Bockholdt nach der Übernahme nicht auf Expansion. Im Gegenteil: Die beiden stützten ihr Unternehmen zunächst einmal drastisch zusammen.

„Alles musste weg“, beschreibt Bockholdt seine wichtigste Entscheidung als neuer Inhaber. Niederlassungen in Frankfurt und München, aber auch im Baltikum und Moskau, neben dem Reinigungsgeschäft noch Catering, Sicherheit und andere Dienstleistungen: „Auf mehr als 40 Firmen hatte mein Vater sein Imperium ausgedehnt.“ Bockholdts Erstaunen über den Expansionstrieb des ausgeschiedenen Patriarchen ist bis heute hörbar. „Damit folgte er ja nur dem allgemeinen Trend der 90er Jahre“, bietet seine Frau als Erklärung an. „Aber ich gehe ja auch nicht zu meiner Friseurmeisterin, wenn ich ein Steak kaufen will.“ Mit anderen Worten: Wenn man zu viele Dienstleistungen anbietet, macht man auch in seinem Kerngeschäft am Ende nichts mehr gut.

Qualitätsoffensive

Und so beschlossen Jan und Gülten Bockholdt, ihrem kaum noch steuerbaren internationalen Gemischtwarenladen enge regionale Grenzen zu setzen: „Wir wollten der attraktivste Arbeitgeber der norddeutschen Reinigungsbranche werden. Da, wo die Sprache gesprochen wird, die wir verstehen, ist unsere kulturelle Heimat. Da sind wir zu Hause.“

Das unmittelbare Ergebnis dieses Kahlschlags: Als die Niederlassungen geschlossen, die nicht mit dem Kerngeschäft verbundenen Firmen verkauft und viele nur auf den ersten Blick lukrative Verträge gekündigt worden waren, hatten die neuen Inhaber den Umsatz des Unternehmens von 60 Millionen Euro auf 25 Millionen zurückgeschraubt. Das Verhältnis zum Vater in dieser Zeit beschreibt Jan Bockholdt ebenso

verständnisvoll wie hanseatisch zurückhaltend als „eher schwierig“.

Der Wandel hat auch vor der Reinigungsbranche nicht Halt gemacht. In seiner Lehrzeit – „Ich habe den Beruf noch von der Pike auf gelernt!“ – begann der Arbeitstag für Jan Bockholdt morgens um vier. Wenn er und sein Team ihr Reinigungsgerät dann um elf Uhr wieder zusammenpackten, gab es wenig später schon das erste Feierabendbier. „So war das damals“, erinnert sich der Unternehmer fast wehmütig an alte Zeiten. Und heute? „Jetzt herrscht ein ganz anderer Zeitbegriff und damit ein ganz anderer Druck. Heute muss ein 200-Quadratmeter-Raum, den wir früher in einer Stunde reinigten, nach 23 Minuten fertig sein.“

Angesichts dieser Veränderungen war schnell klar, dass es mit der Schrumpfkur allein nicht getan sein würde. Zum Überleben der Bockholdt KG brauchte es auch eine Qualitätsoffensive auf allen Ebenen.

„Da, wo die Sprache gesprochen wird, die wir verstehen, ist unsere kulturelle Heimat. Da sind wir zu Hause.“

Gülten Bockholdt

Um die technische Aufrüstung der Firma kümmerte sich Jan Bockholdt: „Die neuen selbstfahrenden Schrubb- und Scheuerautomaten, auf die man sich sogar draufsetzen kann, kosteten damals schon weit mehr als ein gut ausgestatteter Golf GTI. Dazu kamen Spezialgeräte wie der Trockeneis- oder der Luftkanalreiniger. Die Dinger einzuführen war ein finanzieller Balanceakt. Aber damit musste man ja irgendwann mal anfangen.“

Der andere und mindestens ebenso wichtige Teil der Qualitätsoffensive betraf die Belegschaft. „Um der attraktivste Arbeitgeber der Branche in Norddeutschland zu werden“, sagt die Pädagogin Gülten Bockholdt, „mussten wir uns um unsere Mitarbeiter kümmern.“ Als eines der ersten mittelständischen Unternehmen überhaupt stellte sie vor zehn Jahren daher zwei Personalentwickler ein. Mit ihnen konzipierte sie bisher über 60 Weiterbildungs- und Spezialisierungsmodule. Und weil Namen eben doch

Hat seine Leidenschaft zum Beruf gemacht: **Benjamin Wolf** ist zertifizierter Industriekletterer.

nicht nur Schall und Rauch sind, verpasste sie dem staatlich anerkannten Programm 2016 den stolzen Titel „Bockholdt-Akademie“.

Einer dieser hausgemachten Akademiker ist Benjamin Wolf. Er hatte während einer beruflichen Flaute „eigentlich nur übergangsweise“ als Gebäudereiniger angeheuert. Aus dem Übergang wurde eine Festanstellung, zuerst in der Sparte Grund-, dann in der Industriereinigung. Bis die Personalentwickler eines Tages seine Leidenschaft für das Klettern entdeckten und dem durchtrainierten jungen Mann ein neues Angebot machten. Inzwischen ist Benny zertifizierter Industriekletterer, der die Glasfassaden von Hochhäusern säubert oder hoch oben auf Windrädern arbeitet: „Ich mache jetzt das, was mir Freude macht.“

Auch André Schlichting rückt der „Materie am falschen Ort“ mit seinem 2.500-bar-Hochdruckreiniger oder der Trockeneismaschine mit solcher Begeisterung zu Leibe, dass es schwerfällt, sich ihn in einer anderen Umgebung vorzustellen. „In diesem Beruf gibt es immer neue Herausforderungen“, sagt der von der Bockholdt-Akademie qualifizierte Industriereiniger und lässt den Kompressormotor seines Arbeits-

geräts einmal aufheulen: „Aber inzwischen weiß ich, dass wir als Team alles in den Griff kriegen können.“

Nach 100.000 aus der Firmenkasse finanzierten Unterrichtseinheiten weiß Gülten Bockholdt, dass es der richtige Weg war: Es geht immer auch um die Würde des einzelnen Mitarbeiters. „Die Aussicht auf eine Qualifizierung macht was mit Menschen, die bisher immer nur ungelernt irgendwo tätig waren und jetzt nach der Ausbildung ein Zertifikat mit einem Berufstitel bekommen. Die gehen doch mit einer ganz anderen Motivation an die Arbeit.“

Frei nach Friedrich Nietzsche „mussten die Mitarbeiter“, sagt Gülten Bockholdt, „erst das Warum ihrer Arbeit begreifen, um dann auch das Wie zu akzeptieren.“

Philosophie und ihre digitale Umsetzung: Hausintern wurde eine Software für ein innovatives Personal-Entwicklungsprogramm (PEP) entwickelt. Inzwischen bringt PEP Willkommenspakete für neue Mitarbeiter auf den Weg, in denen genau steht, wann sie was tun können oder müssen und wer ihre Ansprechpartner sind. PEP erinnert die Personalentwickler auch daran, bei den Neuen nach zwei Wochen





Bürstenmaschinen reinigen und Roboter inspizieren Luftkanäle (oben). Alle eingesetzten Reinigungsmaterialien sind in ein Farbschema eingeordnet und dürfen nur in den entsprechend gekennzeichneten Bereichen eingesetzt werden (unten).

nachzufragen, ob bei ihnen alles in Ordnung ist oder ob sie zusätzliche Einweisungen brauchen.

Schwangere Mitarbeiterinnen bekommen von den Personalentwicklern alle für die jeweilige Stadt verfügbaren Informationen. Nach der Entbindung erhalten sie die Glückwünsche ihres Arbeitgebers samt einem Teddy für das Neugeborene – und einen Brief, dass die Bockholdt KG sich nach Ablauf der Erziehungszeit auf ihre Rückkehr freut. Nebenbei organisiert PEP das Operationsgebiet des Reinigungsunternehmens auch noch so, dass die Anfahrtswege der Mitarbeiter zu den Kunden möglichst kurz sind.

Gesellschaftliche Veränderungen

Das Ergebnis von so viel unternehmerischer Innovation ist messbar: Nicht nur ist der Umsatz auf die in der Firmengeschichte noch nie erreichte Rekordmarke von gut 80 Millionen Euro geklettert. Auch das anfängliche Misstrauen vieler Mitarbeiter gegenüber den „revolutionären“ Ideen der neuen Inhaber ist verflogen. Inzwischen liegt die durchschnittliche Betriebszugehörigkeit bei Bockholdt bei über dreizehn Jahren. „Weit über dem Branchendurchschnitt“, wie Akademie-Leiterin und Personalchefin Barbara Lentwojt stolz sagt.

„Wir haben – wie viele andere auch – die Rohdiamanten ja schon im Haus.“

Gülten Bockholdt

Und wenn doch einmal ein Mitarbeiter kündigt? Dann rufen die Personalentwickler bei ihm an, wollen wissen, ob und wenn ja, welche Fehler das Unternehmen gemacht hat. Allein über diese Fragen und die PEP-Aktionen, weiß Gülten Bockholdt, „sind 40 Verbesserungsmaßnahmen entstanden.“ Mit solchen Prozessen, sagen die Inhaber, wolle das Unternehmen „auch überraschen. Das sind so Ideen, die man unserer Branche in der Vergangenheit nicht zutraute.“

Nur an einem Herzensanliegen haben Jan und Gülten Bockholdt sich bislang die Zähne ausgebissen. „Vergessen Sie die demographische Entwicklung und die auch in unserer Branche fortschreitende Digitalisierung“, sagt die Unternehmerin: „Das wahre und


von der Politik bisher vernachlässigte Problem sind die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte, die zu dem Phänomen der geringfügigen Beschäftigung geführt haben.“ Bei Bockholdt haben sie getan, was sie konnten. Die PEP-Abteilung hat die geringverdienenden Mitarbeiter angeschrieben. Sie hat sie detailliert nach ihren bisherigen beruflichen Qualifikationen befragt und individuelle Weiterbildungsmöglichkeiten angeboten. Eigentlich könnte der Fachkräftemangel über das vorhandene Potenzial behoben werden, meint Gülten Bockholdt: „Wir haben – wie viele andere auch – die Rohdiamanten ja schon im Haus.“

Doch genau da liegt das Problem: Um Beschäftigungslose wieder in den Arbeitsmarkt zu integrieren, führte die Politik vor Jahren erfolgreich die Kategorie der geringverdienenden Beschäftigten ein. Inzwischen aber „wird damit die Schaffung neuer sozialversicherungspflichtiger Arbeitsplätze verhindert.“ Denn die Rückkehr in den regulären Arbeitsmarkt bedeutet gleichzeitig, bisherige Unterstützungsleistungen wie Wohngeld und andere Hilfen zu verlieren. So kann der eigentlich erhoffte Aufstieg zum finanziellen Bumerang werden: „Denn reale Einkommensverluste können sich unsere Mitarbeiter in der Regel nicht leisten.“

Immer wieder haben das Unternehmerehepaar und ihre Berufssinnung dieses Dilemma der Politik in Berlin vorgetragen. Gefruchtet hat ihr Einsatz bisher nicht. Aber aufgeben wollen die beiden deswegen noch lange nicht. Und setzen dabei auch auf die gemeinsame Tochter, die den Kampf gegen die „Materie am falschen Ort“ von der Pike auf lernen will, um eines Tages für den nächsten Generationswechsel im Hause Bockholdt bereit zu sein. „Die Kleine“, sagen die stolzen Eltern, „ist von unserem Schrot und Korn!“ Soll heißen, ergänzt die Mutter, „dass sie das eigentümergeführte Familienunternehmen auch als soziale Verpflichtung versteht.“

„Alle zusammen werden wir wohl noch viele dicke Bretter bohren müssen“, sagt Jan Bockholdt und macht sich auf den Weg zur Regenregatta vor dem Timmendorfer Strand.

Ein Wort ist schließlich ein Wort.

 www.change-magazin.de



PROJEKTE DER BERTELSMANN STIFTUNG

ZUKUNFT DER ARBEIT

Die Bertelsmann Stiftung setzt sich in zahlreichen Projekten mit der „Zukunft der Arbeit“ auseinander. Die aktuellen Schwerpunkte fokussieren sich unter anderem auf neue Formen der Arbeitsorganisation, die Vereinbarkeit von Privat- und Arbeitsleben sowie die Zukunftsfähigkeit eines inklusiven und dynamischen Arbeitsmarktes.



CREATING CORPORATE CULTURES

Das Projekt beschäftigt sich mit der Verschärfung des Wettbewerbs aufgrund globaler Wertschöpfungsketten und unter Einfluss der Digitalisierung. Innovative Geschäftsmodelle und Organisationsstrukturen sowie der Ausbau unserer Wissensgesellschaft verändern die Arbeitswelt und die Rahmenbedingungen für Unternehmen. Wir unterstützen Führungskräfte und Organisationen bei der Weiterentwicklung ihrer Unternehmenskultur – für einen nachhaltigen Erfolg.

Weblink:

www.creating-corporate-cultures.org

Kontakt:

 Martin Spilker

 martin.spilker@bertelsmann-stiftung.de

BETRIEBLICHE ARBEITSWELT IN DER DIGITALISIERUNG

Die globalen Megatrends Digitalisierung und Demographie wirken rasant und intensiv auf unsere Arbeitswelt. Für die wirtschaftlichen, zivilgesellschaftlichen und politischen Herausforderungen muss ein neues Bewusstsein entwickelt werden. Das Projekt der Bertelsmann Stiftung möchte Berufstätige und Unternehmen bei diesem Transformationsprozess unterstützen und eine Plattform bieten, um über Handlungsansätze zu diskutieren.

Weblink:

www.bertelsmann-stiftung.de/zukunft-der-arbeit

Kontakt:

 Dr. Ole Wintermann

 ole.wintermann@bertelsmann-stiftung.de

BESCHÄFTIGUNG IM WANDEL

Ein dynamischer Arbeitsmarkt und hohe Beschäftigung sind Voraussetzungen für nachhaltiges wirtschaftliches Wachstum. Die Bertelsmann Stiftung untersucht die Chancen auf Erwerbstätigkeit und angemessene Arbeitsbedingungen sowie die Herausforderungen für Arbeitspolitik und soziale Sicherungssysteme. Das Projekt versucht, gesellschaftliche Akteure für einen notwendigen Wandel zu sensibilisieren und gemeinsam konstruktive Lösungen zu erarbeiten.

Weblink:

www.beschaefigungsdynamik.de

Kontakt:

 Dr. Daniel Schraad-Tischler

 daniel.schraad-tischler@bertelsmann-stiftung.de

Zeit zu handeln

 Aart De Geus

 Jürgen Dannenberg

Stellen Sie sich vor, Sie sind 51 Jahre alt und arbeiten für einen mittelgroßen Automobilzulieferer. Der Job in der Produktion gefällt Ihnen, Sie arbeiten dort schon seit 22 Jahren. Ihre Firma produziert hauptsächlich für den asiatischen Markt. Eines Tages will Ihr Chef Sie sehen. Das alles tue ihm sehr leid. Ihre Leistung sei immer tadellos gewesen. Aber die Firma müsse ihre Niederlassung aus Kostengründen nach China verlegen. Der globale Wettbewerbsdruck sei einfach zu groß. In dem neuen Standort in Hantan werde zudem ein neues Computersystem zum Einsatz kommen. Die einzelnen Maschinen in der Produktionskette würden dadurch besser miteinander vernetzt und könnten weitgehend eigenständig interagieren. Es werde betrieben von wenigen Spezialisten und ein paar Unterstützungskräften. Sie fragen sich, was nun auf Sie zukommt.

Chancen und Schattenseiten

Auch wenn ich nicht glaube, dass die Produktion in Europa eines Tages gänzlich aussterben wird oder dass irgendwann alle menschliche Arbeit durch Maschinen ersetzt ist: Solche Geschichten passieren. Sie zeigen, dass die Zukunft unseres Arbeitslebens maßgeblich von den Megatrends Globalisierung und Digitalisierung beeinflusst werden wird. Beide bieten beträchtliche Chancen. Sie haben aber auch ihre Schattenseiten, auf die wir uns vorbereiten müssen.

In den letzten 50 Jahren ist die Weltwirtschaft in noch nie da gewesener Geschwindigkeit zusammengewachsen. Der Anteil des Handels am weltweiten Bruttoinlandsprodukt ist von knapp einem Viertel im Jahr 1965 auf fast 60 Prozent im Jahr 2015 gestiegen. Wertschöpfungsketten sind heute mehr denn je global. Ungeachtet des Wirtschaftswachstums, das uns die Globalisierung gebracht hat, gehen mit ihr weitverbreitete Ängste einher. 45 Prozent der EU-Bürgerinnen und -Bürger empfinden die Globalisierung als Bedrohung. Menschen haben Angst, ihren Job zu verlieren oder sich im Niedriglohnsektor wiederzufinden. Tatsächlich profitieren nicht alle von der

Globalisierung. In manchen Bereichen und Regionen wirkt sie wie ein Katalysator für die wachsende Schere zwischen Arm und Reich. Was gut ist für alle, ist noch lange nicht gut für jeden Einzelnen.

Ähnliche Sorgen gehen mit der Digitalisierung einher. Wir wissen heute nicht genau, wie viele Jobs der technologische Wandel tatsächlich kosten wird. Auch wissen wir nicht, wie viele Jobs das „Second Machine Age“ neu schaffen wird. Aber wir wissen, dass durch den Aufstieg von Algorithmen, Big Data und dem Internet der Dinge viele Tätigkeiten, die früher von Menschen verrichtet werden mussten, inzwischen automatisiert werden können. Dies gilt nicht nur für sogenannte Routine-Tätigkeiten, die in diesem Kontext oft genannt werden. Im Zuge der Digitalisierung entstehen neuartige Arbeitsmodelle – Stichwort „Uberisierung“. Die sogenannte Plattformökonomie ist geprägt von starkem Wettbewerbsdruck und tendenziell eher prekären Arbeitsverhältnissen. Wer seine Fähigkeiten über sie anbietet, muss oftmals mehrere Jobs gleichzeitig bewältigen und akzeptiert in der Regel einen nur begrenzten Zugang zu sozialen Sicherungssystemen.

„Im Zuge der Digitalisierung entstehen neuartige Arbeitsmodelle – Stichwort ‚Uberisierung‘.“

Aart De Geus

All dies zeigt deutlich, dass wir einige Weichen neu stellen müssen. Vor allem sollten wir zwei Dinge angehen: einen Paradigmenwechsel in der Arbeitsmarktpolitik und eine Modernisierung unserer sozialen Sicherungssysteme. Ein beträchtlicher Teil der Arbeitsmarktpolitik ist nach den Prinzipien des Schutzes und der Absicherung ausgerichtet. Ziel ist im Wesentlichen, Beschäftigte in ihren jeweiligen Jobs zu halten und finanziell zu unterstützen, sollten sie ihn doch verlieren. Dieser Ansatz ist nicht falsch,



Aart De Geus, Vorstandsvorsitzender der Bertelsmann Stiftung, fordert eine aktivierende Arbeitsmarktpolitik und eine Modernisierung der sozialen Sicherungssysteme.

aber unzureichend. Der Arbeitsmarktpolitik sollte es heute weniger um das Absichern als um das Aktivieren und zeitgemäße Befähigen von Menschen gehen. Im Zuge von Digitalisierung und Globalisierung werden manche Jobs wegfallen und andere neu entstehen. Job- und Anforderungsprofile werden sich weiter verändern. Eine aktivierende Arbeitsmarktpolitik versetzt Menschen präventiv in die Lage, von den Chancen der Megatrends zu profitieren, anstatt sie nur gegen ihre Risiken abzusichern. Der Schlüssel hierzu liegt in einer hohen Bildungs- und Ausbildungsqualität sowie in gezielter Weiterbildung im Sinne eines lebenslangen Lernens. Die Arbeitsmarktpolitik sollte hierfür Anreize und Möglichkeiten schaffen. Für vielversprechend halte ich etwa die Idee eines persönlichen Aktivitätskontos. Dieser Ansatz wird in Frankreich bereits getestet und auch in Deutschland diskutiert. Er erlaubt jedem Arbeitnehmer, ausgehend von einem Startguthaben individuelle Weiterbil-

dungsrechte ein ganzes Leben lang zu sammeln und zu nutzen. Sie bleiben selbst bei einem Wechsel des Arbeitsverhältnisses erhalten. Parallel dazu brauchen wir mehr Anreize, sich vor allem in jenen Bereichen weiterzuentwickeln, die auf den Arbeitsmärkten der Zukunft besonders gefragt sein werden. Dies betrifft einerseits Soft Skills, die keine Technologie je ersetzen kann, zum anderen digitale Fähigkeiten. Insbesondere im letzteren Bereich herrscht in Europa ein riesiger Nachholbedarf. In Italien beispielsweise geben ein Viertel der Erwachsenen an, dass sie nicht einmal über einfachste Computer-Fähigkeiten verfügen, wie zum Beispiel das Bedienen einer Computer-Maus.

Natürlich ersetzt eine aktivierende Arbeitsmarktpolitik nicht eine verlässliche Sozialpolitik. Ohne sie ist das europäische Modell des Wohlfahrtsstaates nicht denkbar. Aber wir müssen unsere sozialen Sicherungssysteme modernisieren. Derzeit basiert

soziale Absicherung meistens auf der traditionellen Arbeitnehmer-Arbeitgeber-Beziehung, die durch einen klassischen Arbeitsvertrag geregelt ist. Das hat gut funktioniert, solange reguläre Arbeitsverhältnisse der Standard und alternative Beschäftigungsformen eine Seltenheit waren. In den letzten Jahren ist die Zahl von nicht-standardisierten Beschäftigungsverhältnissen allerdings stark angestiegen. Für diese Entwicklung, die sich angesichts der Megatrends noch deutlich verstärken dürfte, sind wir in Deutschland und Europa nicht ausreichend gewappnet.

Sicherungssysteme unter Druck

Schon jetzt ist EU-Schätzungen zufolge mehr als ein Zehntel der Beschäftigten und mehr als die Hälfte aller Selbstständigen nicht hinreichend gegen Arbeitslosigkeit abgesichert. Die Zahlen zeigen, dass sich das Bezugsrecht auf Sozialleistungen in Zukunft stärker am Individuum in seiner jeweiligen Arbeitssituation anstelle von traditionellen Jobverhältnissen orientieren sollte. Menschen, die ihren Lebensunterhalt in neuen Formen von Arbeit und Beschäftigung verdienen, müssen ebenso auf eine soziale Absicherung zählen können wie jene, die in einem klassisch-regulären Beschäftigungsverhältnis stehen. Eine Modernisierung des sozialen Sicherungssystems kann allerdings nicht angegangen werden, ohne auch über neue Formen der Finanzierung, z. B. durch Steuern, nachzudenken. Derzeit stehen die sozialen Sicherungssysteme in vielen Ländern Europas unter Druck, eben weil sie aus den Beiträgen aus klassischer Arbeit finanziert werden. Im Kontext einer Finanzierungsreform müsste allerdings in einem ersten Schritt sichergestellt werden, dass unsere Steuersysteme auch jene Formen der Beschäftigung abdecken, die derzeit neu entstehen. Estland ist in dieser Hinsicht schon sehr weit und hat die Plattform-Ökonomie bereits in sein Steuersystem integriert. Das Einkommen eines Uber-Fahrers in Tallinn wird beispielsweise direkt auf digitalem Weg an die Steuerbehörde übermittelt und automatisch zur Steuererklärung hinzugefügt.

Sowohl der Wandel in der Arbeitsmarktpolitik als auch eine Reform unserer sozialen Sicherungssysteme sind sprichwörtlich „dicke Bretter“. Einige der Maßnahmen, welche für ihre Verwirklichung in Deutschland und in anderen EU-Staaten notwendig wären, eignen sich kaum für Wahlkampfslogans.

Trotzdem müssen sie angegangen werden, und zwar besser heute als morgen. In Europa finden sich viele Beispiele, bei denen politische Entscheider bereits Schritte in die richtige Richtung unternommen haben. Ich bin deswegen zuversichtlich, dass auch der große Wurf gelingen kann. Im Idealfall verläuft unsere Geschichte dann anders: Sie sitzen erneut im Büro Ihres Chefs. Aber dieses Mal haben Sie bereits vor einigen Jahren damit begonnen, Ihre Soft Skills zu entwickeln und sich digital weiterzubilden. Ihr Arbeitgeber hat Sie dabei aktiv unterstützt. Dies war möglich, weil der Staat hierfür die notwendigen Rahmenbedingungen und Anreize geschaffen hatte. Die Verlegung nach China wurde Ihnen rechtzeitig mitgeteilt, Sie konnten deswegen reagieren. In der Zwischenzeit haben Sie Gespräche mit anderen potentiellen Arbeitgebern geführt, bei der Suche haben Sie eine digitale Jobbörse genutzt. Einige der Gespräche waren vielversprechend, eines hat sich konkretisiert. Ein Start-up, das intelligente Küchengeräte herstellt. Sie koordinieren dort eine digitalisierte Produktionskette. Zunächst mit einem Jahresvertrag, die Entwicklungsperspektive ist gut.

Ich bleibe dabei: Globalisierung und Digitalisierung sind in erster Linie Chancen – wenn wir es denn richtig anstellen. Die Zeit dafür ist jetzt.



AART DE GEUS

Seine politische Karriere begann Aart De Geus 2002 in der niederländischen Regierung Balkenende als Minister für Arbeit und Soziales. 2007 wurde er stellvertretender Generalsekretär der OECD. Seit 2011 ist er Mitglied des Vorstandes der Bertelsmann Stiftung und seit 2012 dessen Vorsitzender. Aart De Geus verantwortet u. a. die Programme Nachhaltig Wirtschaften, Europas Zukunft, Zentrum für Internationale Foren und Trends sowie Zukunft der Demokratie.

Kontakt:

✉ aart.degeus@bertelsmann-stiftung.de

🐦 [@aartjandegus](https://twitter.com/aartjandegus)



Lore Breuninger (81) kommt gut allein im Haus zurecht – dank des digitalen Assistenzsystems ALADIEN

Digital Youngsters mit 65+

 Britta Nagel

 Arne Weyhardt

 Stuttgart/Hamburg

 Juli 2017

Digitale Assistenzsysteme, Smartphone und Internet helfen, im Alter länger selbstständig zu bleiben und am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Eine Reise durch die Republik.

„Es kommt überhaupt nicht in Frage, dass Sie mir helfen!“ Energisch schiebt Lore Breuninger ihren Gast aus der Küche. Die alte Dame besteht darauf, dass sie allein für ihre Gäste kocht – so, wie sie es immer gemacht hat. Es fällt dem Besucher schwer, sich vorzustellen, dass die schlanke, braungebrannte Frau in Jeans und modischer Bluse noch vor einem Jahr von ihrem Arzt in ein Pflegeheim überwiesen werden sollte. Die 81-jährige aus dem fränkischen Dorf Elpersheim war an Krebs erkrankt, und ihr Arzt traute der verwitweten Bäuerin nicht zu, allein in ihrem Haus zurechtzukommen.

Dass die alte Dame in ihrer vertrauten Umgebung bleiben konnte, verdankt sie ALADIEN. Das Akronym steht für „Alltagsunterstützende Assistenzsysteme mit Dienstleistungen“ und wurde vom Berliner Technologie-Start-up escos Automation und der Evangelischen Heimstiftung aus Stuttgart entwickelt.

Stolz zeigt uns die alte Dame ihr weißes Tablet mit den großen bunten Apps, über das ihr Hilfssystem gesteuert wird. „Meine Enkelin Emily hat mir beigebracht, wie ich damit umgehen muss“, sagt sie. Seitdem ALADIEN sie „beschützt“, habe sie keine Angst mehr, nachts allein im Haus zu sein. Und ganz nebenbei, so die 22-jährige Enkelin, habe die Oma noch das Whatsappen als neues Hobby entdeckt. „Oma tippt zwar nicht gern, aber sie verschickt mit großer Begeisterung Sprachnachrichten und Fotos an Freunde und Familienmitglieder.“ Seitdem ihre Großmutter das Internet für sich entdeckt habe, sei sie richtig aufgeblüht, auch, weil sie viel mehr regelmäßige Kontakte als früher habe.

Der soziale Aspekt stehe bei diesem Hilfssystem im Vordergrund, betont dann auch Ferdinand Schäffler, der Leiter des Innovationszentrums der Evangelischen Heimstiftung aus Stuttgart. Anders als bei anderen, ausschließlich technikgetriebenen Assistenzsystemen in der Altenhilfe baue man hier auf das Zusammenspiel von Angehörigen, professionellen Pflegern und nachbarschaftlicher Hilfe. Die Technik, die offenbar viele alte Menschen eher abschreckt, solle eine rein dienende Funktion erhalten.

„Unser wichtigstes Ziel ist, dass pflegebedürftige Menschen so lange wie möglich in ihren eigenen vier Wänden bleiben und gleichzeitig weiterhin ihre sozialen Kontakte pflegen können.“ Dabei stehe man

auch mit diesem neuen Assistenzsystem noch ganz am Anfang – mit Lore Breuninger als Pionierin. Neben einer Musterwohnung in einem der EHS-Heime ist sie die erste Seniorin, die das System in einer Privatwohnung testen darf.



Es sei sehr beruhigend für sie, immer zu wissen, wo sich ihre Mutter gerade im Haus aufhalte, sagt Lore Breuningers Tochter Silke, die in der Nachbarschaft wohnt, aber berufsbedingt viel unterwegs ist. Über eine sogenannte Co-Pilot-App auf ihrem Smartphone kann sie die Bewegungen der Mutter genau verfolgen. „Wenn ich z. B. merke, dass meine Mutter ungewöhnlich lange im Badezimmer ist, kann ich sie anrufen oder, falls ich nicht in der Nähe bin, den Pflegenotruf alarmieren, der auch mit dem Assistenzsystem verbunden ist.“

PROJEKT DER BERTELSMANN STIFTUNG

SMART COUNTRY

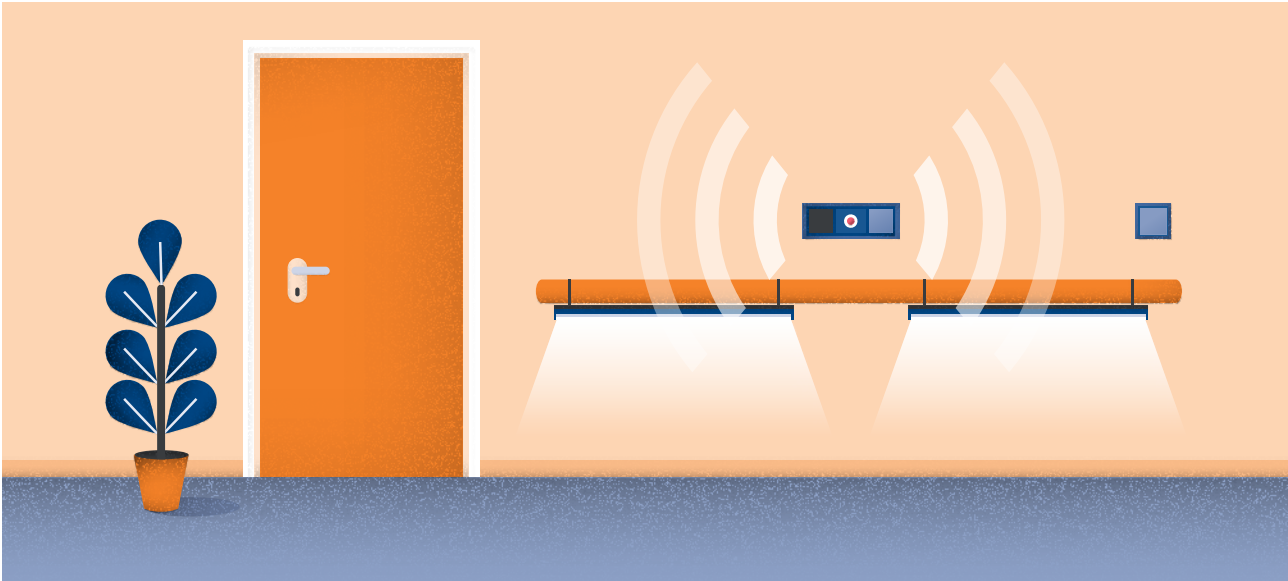
Smart Country adressiert die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts. Intelligente Technik und Vernetzung soll helfen, die Teilhabe aller zu ermöglichen, und gleichwertige Lebensverhältnisse in Stadt und Regionen sichern. Der digitale Wandel muss offensiv gestaltet und in seinen positiven Facetten nutzbar gemacht werden, um eine digitale Spaltung der Gesellschaft und damit auch eine weiter zunehmende soziale Spaltung zu verhindern. Grundlage ist der Zugang zu leistungsfähigem Internet. Dann sind digitale Möglichkeiten geeignet, negative Folgen des demographischen Wandels sowie räumliche und soziale Unterschiede in Regionen und Bevölkerungsgruppen abzufedern und sogar ins Positive zu wenden.

Weblinks:

-  www.bertelsmann-stiftung.de/smart-country
-  www.reinhard-mohn-preis.de

Kontakt:

-  Dr. Kirsten Witte
 -  kirsten.witte@bertelsmann-stiftung.de
 -  Carsten Große Starmann
 -  carsten.grosse.starmann@bertelsmann-stiftung.de
 -  Petra Klug
 -  petra.klug@bertelsmann-stiftung.de
-



Passen in jede Wohnung und sind schnell installiert – digitale Assistenzsysteme.

Warum ALADIEN eines der wenigen Systeme dieser Art ist, die hierzulande überhaupt getestet werden, erstaunt, wenn man sieht, wie reibungslos und unproblematisch es funktioniert. Einen Tag habe die Installation nur gedauert, erzählt Silke Breuninger. Zuvor seien noch Mitarbeiter der Wohnberatungsstelle der Evangelischen Heimstiftung mit ihrer Mutter deren Alltagsroutine durchgegangen und hätten mögliche Sturzrisiken behoben und das Haus weitestgehend barrierefrei gemacht.

Digital sicher wohnen

„Bewegungsmelder, die über Sensoren mit der Basisstation im Flur verbunden sind, zeigen den per Smartphone verbundenen Angehörigen, wo Frau Breuninger sich gerade aufhält“, erläutert Ferdinand Schäffler beim Rundgang durch das alte Bauernhaus. „Zurzeit werden noch ihre täglichen Gewohnheiten von Algorithmen erkannt und im System gespeichert, um Fehlalarme zu vermeiden. Nach Abschluss dieser Lernphase erfolgt dann die Aufschaltung auf die durchgehend besetzte Hausnotrufzentrale.“ Und sollte die Datenübermittlung bei einem Sturz einmal nicht funktionieren, hat Frau Breuninger noch ihr sogenanntes Funkfinger-Armband, auf das sie nur drücken muss, um die Notrufzentrale anzurufen. Damit sie auch im Halbschlaf sicher den Weg ins Bad findet, muss die alte Dame beim Aufstehen nur den großen mobilen Funk-Taster am Nachttisch betätigen, der ihr den Weg vom Bett ins Badezimmer über lilafarbene Leuchten anzeigt, die an den Möbeln im Bodenbereich und an einem Handlauf angebracht sind.

Als ihre Großmutter beim Abendessen wieder einmal in der Küche verschwindet, sagt ihre 22-jährige Enkelin Emily leise: „Ich bin mir sicher, dass sie den Umzug ins Heim nicht lange überlebt hätte. Meine Großmutter hat immer hart gearbeitet, sie kann ohne Aufgaben nicht leben.“

Diese Sorge trieb auch Wilhelm Freiherr von Buddenbrock um. Der 72-jährige ehemalige Bankvorstand hatte vor einigen Jahren beruflich eine neue Aufgabe gesucht und wollte sich als Unternehmensberater selbstständig machen. „Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde mir bewusst, dass ich die digitale Welt nicht länger ignorieren konnte“, erzählt der weißhaarige Hamburger in seinem Garten unweit der Elbe. „Weil ich keine Sekretärin mehr hatte, musste ich notgedrungen den Umgang mit dem PC lernen. Ich besorgte mir einen Computer und einen PC-Experten, und den Rest habe ich mir selbst beigebracht.“ Heute könne er sich einen Tag ohne digitale Kommunikation nicht mehr vorstellen, sagt der vielseitig engagierte Ruheständler, der auch in der Lokalpolitik aktiv war und seit kurzem ehrenamtlicher Vorstand eines Museums ist.

Er verstehe nicht, wieso sich nach wie vor so viele Menschen seines Alters dem Internet verschlössen. „Der Umgang mit den neuen Medien hilft uns Älteren doch nicht nur, Kontakt zu Jüngeren aufzubauen, sondern auch, geistig wach zu bleiben.“

Ältere seltener Smartphone-Nutzer

Vom Nutzen des Internets überzeugen musste man die 91-jährige Ilse Dobbs nicht erst lange. Der deutschstämmigen Ärztin, die mit ihrer Familie viele Jahre in New York gelebt hat, war es peinlich, dass sie mit Anfang 70 immer noch ein „Digital Idiot“ war, wie sie schmunzelnd sagt. Damals habe sie mit ihrem Mann Vorlesungen an der New Yorker Universität besucht, erzählt die elegante Dame, die heute in einer Hamburger Seniorenresidenz lebt. „Als auf die Frage unseres Professors, wer denn schon im Internet unterwegs sei, viele Finger der älteren Mitstudenten hochgingen, war mir das richtig peinlich. Ich habe uns sofort zu einem Computerkurs angemeldet.“

Seitdem sei das Erste nach dem Aufstehen der Gang zu ihrem schwarzen Laptop auf dem antiken Sekretär, um ihre E-Mails zu checken. „Seitdem ich im Netz bin, sind mir meine Kinder und Enkelkinder, die in verschiedenen Ländern leben, viel näher gekommen“, sagt Ilse Dobbs, der es offensichtlich großen Spaß macht, zu demonstrieren, wie sie mit ihrer in London lebenden Tochter Terry skypet.

Dass das Internet sogar Suchtpotential haben kann, hat Martina Weyhardt festgestellt. „Seitdem ich ein Smartphone habe, kann ich ohne es nicht mehr leben. Meine Familie hält mich schon für verrückt“, sagt die 73-jährige Glücksburgerin lachend. Sie bewegt sich bereits seit 20 Jahren professionell in der digitalen Welt. Damals hatte die gebürtige Sächsin mit ihrem Mann in Glücksburg einen Laden für sächsische Volkskunst aufgemacht, deren Produkte auch über eine Website im Internet vertrieben werden. Und da das Ehepaar Weyhardt viel auf Reisen ist, betreut Martina Weyhardt ihre Kunden nicht nur persönlich, sondern auch per Smartphone.

Damit gehört sie in ihrer Altersstufe nach wie vor zu einer Minderheit. Laut aktueller Studie des Digitalverbands Bitkom sind es gerade einmal vier von zehn Deutschen über 65 Jahre, die ein Smartphone besitzen, während über alle Altersstufen verteilt 78 Prozent aller Deutschen Smartphone-Nutzer sind.

Fritz Frenkler sieht die Gründe für die Smartphone-Abneigung älterer Menschen vor allem in dessen Gestaltung. Der Professor für Industrial Design an der

TU München spricht sogar von einer „Stigmatisierung“ älterer Menschen in der digitalen Produktwelt. „Nicht mit dem Internet aufgewachsene Menschen werden aufgrund der komplizierten Handhabung und der Übertechnisierung der Produkte, die sich durch das Design allein nicht mehr erschließen lassen, an der digitalen Teilhabe gehindert. Die sinnfällige Gestaltung der Produkte ist von der Industrie in den letzten 30 Jahren vernachlässigt worden. Das Design hat heute ausschließlich Marketingfunktion, dabei sollte es vor allem dem Nutzer dienen und sich über seine Form, auch ohne komplizierte Gebrauchsanweisung, erklären“, sagt der Wissenschaftler. Mit dem von ihm mitgegründeten Verein „Universal Design Forum e. V.“ setzt Frenkler sich für die Förderung eines Produktdesigns ein, das eine einfache, selbstreferenzielle Handhabung gewährleistet – für junge ebenso wie für alte Menschen.

„Nur fünf Prozent aller unserer Schüler geben auf, weil ihnen die Materie zu schwierig ist.“

Rainer Fölsing

Wären die digitalen Werkzeuge auch für alte Menschen besser nutzbar, müsste sich Rainer Fölsing wohl nicht so ins Zeug legen. Der promovierte pensionierte Chemiker leitet den Hamburger Ableger des Deutschen Senioren Computer Clubs und ist einer von 20 Tutoren, die ehrenamtlich ihren 400 Mitgliedern den Umgang mit PC und Smartphone beibringen. „Nur fünf Prozent aller unserer Schüler geben auf, weil ihnen die Materie zu schwierig ist. Unser ältestes aktives Mitglied ist 90“, berichtet Fölsing. Im Schnitt nehmen die Mitglieder des privat finanzierten Clubs fünf Jahre an den kostenlosen Kursen teil. Über mangelnde Nachfrage kann sich Fölsing nicht beklagen. „Es gibt kaum eine Berufsgruppe, die nicht an der digitalen Fortbildung interessiert ist. Zu uns kommen Hausfrauen, Kaufleute und Handwerker.“

Im Mittelpunkt des Interesses der Kursteilnehmer stehe eindeutig die Frage nach der Sicherheit der persönlichen Daten. Darum ist es Fölsing auch besonders wichtig, seinen Schülern beizubringen, wie sie ihre Daten vor fremdem Zugriff schützen



Sicherheit auch beim Kochen: Sensoren und Bewegungsmelder helfen in der Küche.

könnten. Fölsings Ablehnung der sozialen Netzwerke wie Facebook und Twitter, von ihm spöttisch als „asoziale Netzwerke“ bezeichnet, entspricht nicht nur der generellen Stimmung im Computerclub, sondern auch dem Tenor seiner Generation. Laut Bitkom-Studie nutzten 2016 gerade einmal 38 Prozent der Generation 65 plus die sozialen Netzwerke, bei den 19- bis 49-Jährigen waren es 98 Prozent.

Einen weitaus bedeutenderen Stellenwert als Chatten und Posten hat für die Ü-65-Generation das Thema Gesundheit, wie die aktuelle Generali-Altersstudie ergab. Möglichst lange gesund zu sein und nicht auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein, steht ganz vorn auf der Wunschliste der repräsentativ Befragten zwischen 65 und 85 Jahren. Als problematisch empfinden es daher besonders alte Menschen im ländlichen Raum und in strukturschwachen Regionen, wenn kein Arzt mehr vor Ort ist oder der Weg zum Arzt aus gesundheitlichen Gründen zu beschwerlich geworden ist. Video-Sprechstunden mit dem Hausarzt, in der Schweiz und Schweden längst etabliert, sind in Deutschland immer noch die Ausnahme.

Doch nach dem diesjährigen Ärztetag in Freiburg gab es erstmals Anzeichen auf ein Umdenken unter den Kollegen, wie Franz-Joseph Bartmann, Vorsitzender des Telematik-Ausschusses der Bundesärztekammer, berichtet. „Wir mussten erstmals beim Thema Digitalisierung keine Abwehrschlachten mehr führen“, sagt er. Er ist überzeugt: „Die Digitalisierung kommt, und wir Ärzte sind aufgerufen, sie mitzugestalten.“

Der entscheidende Impuls wird sowieso von den Patienten ausgehen. Patienten, die über viele Jahrzehnte ihre Gesundheitskompetenz an der Praxistür abgegeben haben, werden dadurch dann endlich ihrem Arzt auf Augenhöhe begegnen können.“

Videosprechstunden und Patienten-E-Mails

Ein partnerschaftliches Verhältnis zu seinen Patienten pflegt Michael Barczok schon immer. Der Ulmer Lungenfacharzt betreut in seiner Gemeinschaftspraxis rund 7.000 Patienten. Da das Einzugsgebiet 200 Kilometer umfasst, ist die Video-Konferenz für ihn zu einer wichtigen Unterstützung geworden. „Ich habe Patienten am Bodensee, die sich früher einen Tag freinehmen mussten, um zu uns zu kommen“, sagt er. Über die digitale Patientenplattform „Patientus“, ein Start-up, vergibt Barczok Videosprechstunden an seine Patienten, die wie ärztliche Konsultationen am Telefon mit der Krankenkasse abgerechnet werden. Außerdem steht er in regelmäßigem E-Mail-Kontakt mit seinen Patienten, darunter auch viele über 60-Jährige. „Meine älteren Patienten können genauso gut mailen wie die jüngeren“, sagt der 62-Jährige, dessen Praxis auch auf Facebook aktiv ist und dort sogar digitale Patientenschulungen durchführt. Kürzlich habe er sogar einen jungen Patienten, der nicht in die Praxis kommen konnte, gebeten, mal per Whatsapp zu husten, damit er die Wirkungsweise eines Medikaments beurteilen konnte. Allerdings betont der internetaffine Arzt, dass er die digitale Behandlung nur bei langjährigen Bestandpatienten durchführe.

Einer von ihnen ist Horst Lenger. Der ehemalige Apotheker aus Gammertingen ist chronisch an allergischem Asthma erkrankt und wird seit 21 Jahren von Michael Barczok behandelt. Der 70-Jährige, der über seine weltweiten Radreisen bloggt, ist froh, nicht mehr wie früher in die 72 Kilometer entfernte Praxis fahren zu müssen. „Ich habe viel mehr Zeit fürs Radfahren, seitdem ich nur noch zweimal im Jahr in die Praxis kommen muss“, sagt Lenger, der gerade von einer 3.600 Kilometer langen Radtour von Usedom nach St. Petersburg zurückgekehrt ist. „Dr. Barczok schickt mir immer per Smartphone die Fotos der neuesten aktuellen Befunde aus der radiologischen Praxis, der Bericht dazu wird auf eine CD gebrannt, und zuhause drucke ich mir das Ganze dann aus. Bei Rückfragen kann ich Herrn Dr. Barczok jederzeit per E-Mail erreichen.“

Dass es nicht nur die Patienten, sondern auch die Ärzte sein können, die den digitalen Paradigmenwechsel vorantreiben können, zeigt die Erfahrung in Baden-Württemberg. Seitdem immer mehr Ärzte aus dem Ländle zum neuen Arbeitgeber Medgate nach Basel wechseln, dem rasant wachsenden, größten Zentrum für Telemedizin in Europa, dessen Internet-Plattform rund um die Uhr für seine Patienten

Sind „Experten in eigener Sache“: **Wilhelm Freiherr von Buddenbrock, Ilse Dobbs, Martina und Heiner Weyhardt** sowie **Fritz Frenkler**, Professor für Industrial Design an der TU München (von links oben nach rechts unten).

erreichbar ist, ist die Landesärztekammer Baden-Württemberg zum Pionier geworden. Seit diesem Sommer hat sie – bundesweit einmalig – ihre restriktive Berufsordnung geändert. Die ausschließliche Fernbehandlung von Patienten per Telefon oder digitalen Medien – weiterhin im Rest Deutschlands berufsrechtlich untersagt – darf jetzt im Südwesten im Rahmen eines Modellversuchs von Ärzten praktiziert werden.

Oliver Erens, Sprecher der baden-württembergischen Ärztekammer, sieht kein Problem darin, wenn seine niedergelassenen Kollegen künftig ausschließlich per Telemedizin mit ihren Patienten kommunizieren, therapieren und Rezepte verschreiben und diese nicht mehr in die Praxis kommen müssen. „Warum soll das bei uns nicht klappen? Schließlich hat das System in den vergangenen 17 Jahren bei den Schweizern fehlerfrei funktioniert.“

Die Hauptprofiteure dieser Revolution im Gesundheitswesen werden vor allem die alten Menschen sein. Für sie wird es künftig aber auch immer schwieriger werden, Argumente zu finden, warum sie nicht in der digitalen Welt zu Hause sind.

 www.change-magazin.de

PROJEKTE DER BERTELSMANN STIFTUNG

DER DIGITALE PATIENT

Die Digitalisierung verändert die Gesundheitsversorgung. Zu den Möglichkeiten und Grenzen des digitalen Wandels gibt es aber unterschiedliche Haltungen. Mit dem Projekt „Der digitale Patient“ will die Bertelsmann Stiftung dazu beitragen, dass neue technologische Ansätze in den Dienst der Gesundheit gestellt werden.

Weblink:

 www.der-digitale-patient.de

Kontakt:

 Timo Thranberend

 timo.thranberend@bertelsmann-stiftung.de

WEISSE LISTE

Die Qualität der Gesundheitsversorgung in Deutschland ist hoch. Doch es gibt Unterschiede zwischen einzelnen Ärzten, Krankenhäusern oder Pflegeeinrichtungen. Die Weisse Liste hat den Anspruch, diese Unterschiede transparent zu machen. Das Ziel: Patienten können den für sich passenden Gesundheitsanbieter wählen. Die Anbieter selbst kommen in einen Wettbewerb um Qualität, von dem wiederum die Patienten profitieren.

Weblink:

 www.weisse-liste.de

Kontakt:

 Timo Thranberend

 timo.thranberend@bertelsmann-stiftung.de



Digitale Angebote in jedem Alter nutzen

Ein Kommentar von Dr. Brigitte Mohn

 Brigitte Mohn  Jan Voth

Im Rahmen des Reinhard Mohn Preises 2017 „Smart Country – Intelligent. Vernetzt. Digital.“ haben wir uns unter anderem die Frage gestellt, inwieweit digitale Technik dazu beitragen kann, nicht nur der jungen Generation, sondern auch älteren Menschen ein längeres und insbesondere selbstbestimmtes Leben in der eigenen Wohnung zu ermöglichen. Unsere internationale Recherche zeigte, dass es bereits heute ganz unterschiedliche digitale Anwendungen gibt, die gerade älteren Menschen das Leben im Bereich der Lebensgestaltung zu Hause, im Freizeitbereich, in der gesellschaftlichen Teilhabe und auch in alltäglichen Handhabungen leichter machen können. Doch viele ältere Menschen sind mit den neuen Techniken noch nicht vertraut und kennen die sich daraus ergebenden Möglichkeiten nicht. Diese der älteren Generation zu zeigen und sie zu einer Selbstverständlichkeit im Lebensalltag werden zu lassen, wird eine gesellschaftliche Bildungsaufgabe sein.

Daten in unserem Informationsportal Wegweiser Kommune zeigen, dass in zehn bis 15 Jahren immerhin jeder Zweite älter als 48 Jahre sein wird. Und im Vergleich zu heute wird der Anteil der über 80-Jährigen um mehr als zwei Millionen Menschen steigen. Unser Zusammenleben und unsere Arbeitswelt werden diese demographischen Konstellationen zunehmend verändern. Für junge Menschen ist der Umgang mit der neuen Technologie inzwischen selbstverständlich. Selbst unter den Grundschulern herrscht ein selbstverständlicher Umgang mit den neuen Medien und Technologien. Ohne digitale Kompetenzen ist für sie ein Einstieg ins Berufsleben und die Bewältigung der Herausforderungen der Zukunft undenkbar.

Aber auch für die Generation 65+ wird der Erwerb der digitalen Kompetenzen zentral sein. Freizeitgestaltung und gesellschaftliche Teilhabe, aber auch das Einbringen vorheriger Berufserfahrungen im gesellschaftlichen Umfeld stehen ganz oben an. Aus dem Berufsleben ausscheidend, haben sie noch viele Jahre der Lebensgestaltung vor sich. Digitale Angebote, sich in der Nachbarschaft, im Quartier und in der Gemeinde zu verbinden, gegenseitig zu helfen oder gemeinsam etwas zu unternehmen, erhalten soziale Kontakte. Auch bei Reiseplanungen und freiwilligem Engagement und den damit verbundenen neuen Erfahrungshorizonten helfen die neuen digitalen Angebote. Die eigenen Berufserfahrungen im digitalen Kontext einzubringen, ist von zu Hause aus möglich und damit die Teilnahme an einer sich weiterentwickelnden Arbeitswelt.

Teilhabe ermöglichen

Ebenso hilft die digitale Technik im zunehmenden Alter beim Verbleib im eigenen Wohnumfeld. Assistenzsysteme in der eigenen Wohnung, vom digitalen Kochassistenten bis zur Licht- und Gerätesteuerung, vom Hausnotruf bis zum „intelligenten“ Fußboden, der bei einem Sturz oder Inaktivität einen Notruf absetzt, können bedarfsgerecht eingesetzt werden und helfen, Selbstständigkeit und Teilhabe zu erhalten. Im öffentlichen Raum können digitale Assistenzsysteme wesentlich zur Barrierefreiheit beitragen. Das Projekt „UrbanLife+“ testet in Mönchengladbach beispielsweise nicht nur Fußgängerampeln mit verlängerten Grünphasen und verstärkten Signaltönen, sondern auch Systeme, die ihre Benutzer bei einem Schwindelanfall zur nächsten Sitzgelegenheit führen. Auch Einkäufe, Behördengänge oder Bankangelegenheiten sind heute schon digital möglich – wenn auch nicht überall und in gleicher Qualität. Aufgabe der gesamten Gesellschaft ist es, die Hemmschwellen möglichst niedrig zu gestalten, damit digitale „Annehmlichkeiten“ sinnvoll genutzt werden können. Dafür benötigt jeder von uns digitale Kompetenzen. Wer mit der neuen Technologie umgehen kann, kann am gesellschaftlichen Leben in vielfältiger Form teilnehmen. Es liegt an uns allen, Menschen den Zugang zu Teilhabe zu ermöglichen.



Dr. Brigitte Mohn ist Mitglied des Vorstandes der Bertelsmann Stiftung.

Woran hapert es bei der Umsetzung?

Die Grundvoraussetzung zur Nutzung der digitalen Möglichkeiten und einer höheren Teilhabe ist neben dem Zugang zu schnellem Internet eine für alle bezahlbare und zugängliche digitale Infrastruktur. Angesichts der zunehmenden Altersarmut dürfen die Kosten nicht auf die Nutzer abgewälzt werden. Adäquate Förder- und Finanzierungsmodelle, zum Beispiel unter gemeinsamer Beteiligung von Versicherungen, Kommunen, Pflege- und Mobilitätsdienstleistern, sind zu diskutieren und zu entwickeln.

Um die Akzeptanz der (potenziellen) Nutzer zu steigern, sollte der unmittelbare Alltagsnutzen bei digitalen Weiterbildungsangeboten im Vordergrund stehen. Auch niederschwellige, lokale Unterstützungsangebote sind notwendig, die – neben Kindern und Enkeln – kontaktiert werden können, wenn ein Nutzer unsicher ist oder Fehler auftauchen.

Und vielleicht das Wichtigste: Bei der Entwicklung innovativer digitaler Anwendungen und Serviceleistungen sollten von einem sehr frühen Zeitpunkt an die Kunden, also die älter werdende Bevölkerung, mit einbezogen werden. Wir sollten in diesem Feld nicht die gleichen Fehler wie im Gesundheits- und

Bildungssystem machen, sondern die Angebote abhängig vom Nutzen für die Kunden entwickeln.



DR. BRIGITTE MOHN

Mitglied des Vorstandes der Bertelsmann Stiftung

Brigitte Mohn ist die Tochter des Stifter-Ehepaares Liz und Reinhard Mohn († 2009). Nach ihrem Studium promovierte sie und absolvierte ein MBA-Studium an der WHU Koblenz und am Kellogg Institute in den USA. Sie ist Vorsitzende des Kuratoriums der Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe. Seit 2005 gehört sie dem Vorstand der Bertelsmann Stiftung an und verantwortet dort die Programmbereiche LebensWerte Kommune, Versorgung verbessern – Patienten informieren sowie Zukunft der Zivilgesellschaft.

Kontakt:

✉ brigitte.mohn@bertelsmann-stiftung.de



„Wir müssen die Funktionsweise einer Demokratie im digitalen Zeitalter grundsätzlich neu überdenken“, fordert **Toomas Ilves**.

Das größte Problem ist die *Ignoranz*

 Steffan Heuer

 David Magnusson

 Stanford

 August 2017

Estlands ehemaliger Präsident und Reinhard-Mohn-Preisträger Toomas Ilves über seine Vision vom digitalen Umbau eines ganzen Landes und weshalb Cyber-Sicherheit die Grundlage einer modernen Demokratie ist.

change | Herr Ilves, Ende Juni haben Sie den Reinhard Mohn Preis erhalten. Was bedeutet diese Auszeichnung für Sie?

TOOMAS ILVES | Es ist eine Anerkennung meiner Arbeit, seit Estland 1991 unabhängig wurde. Im Kern ging es mir um die Digitalisierung, darum, ein Land zu modernisieren. Für mich ist auch klar, dass diese Auszeichnung ein Signal an die Bundesregierung senden soll, dass sich Deutschland dieses Themas annehmen muss. Dem kann ich nur zustimmen. Ich würde sogar weiter gehen und sagen, dass sich Europa mit der Digitalisierung befassen muss, wenn es wettbewerbsfähig bleiben will.

Seit Januar 2017 sind Sie Fellow an der Stanford-Universität. Was hat Sie nach Kalifornien gebracht, nachdem

Sie 2016 nach zehn Jahren aus dem Amt des Präsidenten schieden?

Stanford ist einer der wenigen Orte auf der Welt, an dem Digitalisierung, Informationstechnologie und Politik zusammenkommen. Von Cyberthemen bis zur Demokratie – hier sitzen weltweit anerkannte Fachleute, die miteinander sprechen wollen.

Das Silicon Valley nimmt gerne für sich in Anspruch, die Zukunft zu erfinden. Was halten Sie davon?

Im Silicon Valley wird in der Tat ein Teil der Zukunft erfunden. Fast alle Entwicklungen der digitalen Welt haben hier ihren Anfang genommen – unter anderem, weil es seit den 60er Jahren diesen ständigen Austausch zwischen der Welt der Technologie, dem privaten Sektor und Akademikern gibt. Gleichzeitig bin ich mir nicht sicher, dass das die Zukunft ist. Die für Regierungen und Nationen wichtigen Themen stammen nämlich aus der analogen Welt: politische Entscheidungen, Gesetze, Regulierungen. Wenn man die nicht richtig trifft, stellt sich kein Fortschritt ein. Ich würde sogar argumentieren, dass die USA auf digitaler Ebene nicht besonders weit

fortgeschritten sind. Das Land hat erstaunliche Dinge hervorgebracht, aber das Ökosystem rund um den Einsatz dieser Technologien ist erstaunlich rückständig und unsicher. Daraus kann großer Schaden entstehen.

Für Sie sind die Vereinigten Staaten auch ein Stück Heimat. Sie wurden 1953 als Kind estnischer Flüchtlinge in Schweden geboren, aber sind an der Ostküste aufgewachsen und haben dort studiert. Erst Mitte der 80er Jahre kehrten Sie nach Europa zurück. Sind Sie ein Weltbürger im wahren Sinne des Wortes?

Mein Englisch verrät auf Anhieb, dass ich in Amerika aufgewachsen bin, aber zugleich in einer sehr nord-europäischen Familie. Wenn es um Dinge wie bürgerliche Freiheiten und Grundrechte geht, dann bin ich ein Produkt meiner Eltern, die vor dem Stalinismus flohen, und meiner Kindheit und Jugend in den USA. Als Amerikaner fühle ich mich dennoch nicht.

Wo liegt denn Ihr gefühltes Zuhause?

In Estland – dort hat meine Familie seit 1763 einen Bauernhof. Ich würde mich nicht als digitalen Nomaden bezeichnen, aber ich kann sehr wohl an mehreren Orten gleichzeitig leben und mich trotzdem in meiner ursprünglichen Heimat zu Hause fühlen. Nur die unterschiedlichen Zeitzonen machen einem manchmal zu schaffen.

Sie haben Psychologie studiert und dann als Journalist gearbeitet. Beides Professionen, bei denen es darum geht, Dinge zu durchleuchten, zu verstehen – Zufall oder Absicht?

Meine Fachrichtung der Psychologie hat nichts mit Sigmund Freud zu tun, sondern mit Wahrnehmung und Kognition – also quantitative Wissenschaft. Dass ich Journalist wurde, ergab sich aus der Tatsache, dass ich in München für Radio Freies Europa (RFE) als Analyst arbeitete, der die aktuellen Geschehnisse in Estland bewertete. Ich bin jemand, der über Sachverhalte nachdenkt und Antworten sucht.

Dann lassen Sie uns Revue passieren, wie Sie Schritt für Schritt zum Diplomaten, Politiker und letztlich Staatsoberhaupt wurden.

Rückblickend erscheint es als logische Abfolge, aber

nichts davon war geplant. Es fing immer damit an, dass mich jemand um Hilfe bat – erst als Botschafter, dann als Außenminister und dann als Präsident. Ich war seinerzeit einer der wenigen Esten, die etwas von Außenpolitik verstanden. Zuerst arbeitete ich dreieinhalb Jahre in Washington als erster Botschafter meines Landes seit dem Zweiten Weltkrieg. Ein Staatsdiener, aber noch kein Politiker. Dann wurde ich Außenminister, war aber eher ein Technokrat ohne parteipolitische Ausrichtung. Als ich ab 2004 für die Sozialdemokraten im Europaparlament saß, traten gleich drei estnische Parteien an mich heran: die Konservativen, die Sozialdemokraten und die Liberalen. Sie alle wollten mich als Präsidentschaftskandidaten gewinnen. Ich ließ mich breitschlagen, obwohl ich es eigentlich nicht wollte. Dass ich gewählt wurde, war für mich ebenso ein Schock wie für meine Befürworter und meine Gegner. Und so war ich 2006 plötzlich Präsident.

Wann setzte entlang dieses Werdegangs das Gefühl ein, ein Staatsmann zu sein?

Auch wenn der Präsident einer parlamentarischen Demokratie nur Staatsoberhaupt ist, bringt das Amt eine große Verantwortung mit sich. Man will ja nicht nur herumgehen und Blumensträuße verteilen, sondern Politik beeinflussen. Eines meiner Steckenpferde war das Thema Digitalisierung – also konzentrierte ich mich darauf.

„Der entscheidende Schritt war die Erkenntnis, dass wir eine digitale Identität schaffen mussten. Sie ist bis heute der Schlüssel zur erfolgreichen Digitalisierung.“

Toomas Ilves

Woher stammte die Idee, Estland komplett zu digitalisieren?

Der Keim wurde mir 1969 in den USA eingepflanzt. Meine Mathe-Lehrerin hatte die grandiose Vorstellung, dass man Kindern das Programmieren beibringen kann. Wir durften ein halbes Jahr erleben, dass



TOOMAS HENDRIK ILVES

Toomas Hendrik Ilves war von 2006 bis 2016 Staatspräsident der Republik Estland. Die Bertelsmann Stiftung würdigte ihn als Vordenker der Digitalisierung in Regierung, Verwaltung und Bildung und verlieh ihm den Reinhard Mohn Preis 2017 zum Thema „Smart Country – Vernetzt. Intelligent. Digital“. Seit Anfang 2017 ist er Visiting Fellow am Center for International Security and Cooperation der Universität Stanford.

Weblink:

 www.facebook.com/StanfordCISAC



Programmieren wie eine neue Fremdsprache war, nur ohne unregelmäßige Verben. Plötzlich schrieben wir das Jahr 1993, ich saß in Washington und studierte die Wirtschaftskennziffern für mein Land. 1938 hatten Estland und Finnland dasselbe Bruttoinlandsprodukt pro Kopf. Als Estland 1991 unabhängig wurde, war das BIP von Finnland 13 Mal so groß. Das zeigt eindrücklich, was passiert, wenn man in Freiheit oder in Unfreiheit lebt. Aber wie soll man nach 50 Jahren kommunistischer Zwangsherrschaft aufholen? Dann stieß ich auf diesen neuen Web-Browser namens Mosaic, aus dem Netscape wurde.

Wo sahen Sie den Zusammenhang zur wirtschaftlichen Aufholjagd für Ihr Heimatland?

Mir wurde klar, dass wir online dieselben Startbedingungen hatten, egal ob in Estland, den USA oder Deutschland. Die Straßen in Estland waren fürchterlich, denn unter den Sowjets fuhr niemand Auto. Das auszubessern würde Jahrzehnte dauern. Aber eine digitale Infrastruktur konnten wir sofort bauen – und zwar genauso gut wie der Rest der Welt, vielleicht sogar besser. Meine Erfahrung in der Schule war das Vorbild. Kinder können besser programmieren als Erwachsene, also sollten wir sie an einen Computer

setzen. Natürlich dauert es 15 oder 20 Jahre, bis Bildungsreformen greifen, aber irgendwo muss man anfangen. Also schlug ich vor, alle Schulen online zu bringen.

Deshalb regte sich Widerstand gegen Ihre Pläne?

Die Lehrgewerkschaften und das gesamte Bildung-Establishment schossen sich auf mich ein. Dann sagte die Regierung, es sei kein Geld vorhanden. Nur dem Bildungsminister, einem Physiker, gefiel die Idee, und wir entwickelten einen Plan. Wenn eine Schule Computer kaufen wollte, würden wir sie finanziell unterstützen. Der Gedanke war, dass man am Anfang nur ein paar Kommunen dafür gewinnen müsste, dann würden sich die anderen aus purem Neid anschließen. Und genau das passierte auch: Alle wollten plötzlich dieses Ding namens Tiger Leap. Bis Ende 1997, Anfang 1998 waren alle Schulen in Estland online und hatten ihr Computerlabor. Dann gingen wir einen Schritt weiter, um Computerlabors für alle zugänglich zu machen. Also stellten wir überall Wegweiser mit dem @-Symbol auf. Wenn ich jetzt lese, dass die Europäische Kommission vorschlägt, Kommunen sollten kostenloses WiFi anbieten, kann ich nur sagen: Wir hatten das in Estland schon vor 15 Jahren.



Estlands ehemaliger Staatspräsident **Toomas Ilves** gab unserem Autor **Steffan Heuer** ein Interview in der Stanford University.

Was war neben Computerlabors noch notwendig für eine umfassende Digitalisierung?

Der Erfolg an den Schulen machte die Regierung empfänglich für die Möglichkeiten der Digitalisierung. Der entscheidende Schritt war die Erkenntnis, dass wir eine digitale Identität schaffen mussten. Sie ist bis heute der Schlüssel zur erfolgreichen Digitalisierung. Dabei kam uns die Geschichte zu Hilfe. Bis 1991 konnten Esten nicht ins Ausland reisen, und plötzlich wollten alle einen Pass. Nach zehn Jahren standen sie zur Verlängerung an, und wir konnten ab 2001 gleich einen Chip einbauen. Jetzt machte es für Behörden und Unternehmen auf einmal Sinn, in neue Dienste rund um diese ID zu investieren, etwa um seine Steuererklärung online abzugeben oder elektronische Rezepte auszustellen.

Wie stehen andere EU-Länder bei der Digitalisierung da?

Ich bin ein großer Befürworter Europas. Wir können die EU-Malaise überwinden, wenn wir nicht vom Gedanken Europas faseln, sondern EU-weite Dienstleistungen anbieten, die allen Bürgern zugutekommen. Warum sollte ich als Deutscher nicht mein Rezept in Griechenland einlösen? So etwas war vor 15 Jahren technisch nicht machbar, aber heute geht das sehr wohl. Das Problem ist nicht High-Tech, sondern massiver Widerstand von Regierungen.

Estland wurde 2007 Opfer eines landesweiten Hacker-Angriffs. War das die Generalprobe für die heutigen Cyber-Attacken?

Damals brach niemand in unsere Systeme ein, sondern die Angreifer blockierten alles mit einer

„Distributed Denial of Service“ – oder DDOS-Attacke, so dass sich niemand mehr einloggen konnte. Es ging wohl zum ersten Mal im Sinne von Clausewitz um die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Russland wollte uns bestrafen, weil wir eine Statue entfernt hatten. Es stellte sich als Eigentor heraus, denn danach richtete die NATO endlich ein Center of Excellence für Cyber-Bedrohungen ein. Die Welt musste erst begreifen, dass digitale Missetaten handfeste Folgen haben. Ich besuche seit mehr als 20 Jahren die Münchner Sicherheitskonferenz – und selbst dort wurde Cybersicherheit erst 2011 thematisiert.

„Das größte Problem der Politiker ist ihre Ignoranz. Die Leute, die Entscheidungen treffen, haben bis auf wenige Ausnahmen keine Ahnung.“

Toomas Ilves

Sind Politiker und die Öffentlichkeit jetzt genügend alarmiert?

Das größte Problem der Politiker ist ihre Ignoranz. Die Leute, die Entscheidungen treffen, haben bis auf wenige Ausnahmen keine Ahnung. Ich lese jeden Tag Stellungnahmen von Politikern, die belegen, dass sie nicht wissen, wovon sie reden oder worum es geht. Etwa eine Hintertür in Software einzubauen, um mit einem europaweiten Generalschlüssel Verschlüsselung zu knacken. Doch wo wird dieser Generalschlüssel verwahrt – in Brüssel? Ich lade Hacker damit ein, sich auf dieses eine Ziel zu stürzen, um den gesamten Informationsfluss Europas mitzulesen. Zweitens brauche ich gar nicht einzubrechen. Wenn ich einen Staat und eine Menge Geld im Rücken habe, biete ich einfach jemandem, der bei der EU-Kommission arbeitet, zwei Milliarden Euro und bin drin.

Wie können Demokratien eine Balance schaffen zwischen immer raffinierterer Technologie wie Fake News und einer analogen Welt, in der Nationalismus und Populismus auf dem Vormarsch sind?

Die Demokratie steht vor Gefahren, die es vor zehn Jahren noch nicht gab. Hacker stehlen heute im Regierungsauftrag E-Mails und andere Dokumente und veröffentlichen sie online – das nennt man „Doxing“.

Man kann Fake News mit Hilfe von Bots unglaublich schnell verbreiten. Schließlich kann man durch Social Media detaillierte Profile von jedem Menschen anlegen – wovon ich Angst habe und was meine Vorlieben sind. Das hat man sich im US-Wahlkampf zunutze gemacht. Hinzu kommt, dass Hacker Wählerlisten stehlen. All das bedeutet, dass wir die Funktionsweise einer Demokratie im digitalen Zeitalter grundsätzlich neu überdenken müssen. Und wie wir sie verteidigen. Das kann schnell Probleme schaffen, denn welche Werte schränken wir ein, um andere zu bewahren? Der Westen denkt bei Demokratie an Meinungsfreiheit, Menschenrechte, den Rechtsstaat. Wenn man das System freier Wahlen bewahren will, muss man im Zeitalter von Fake News und Bots vielleicht das Recht auf freie Meinungsäußerung beschneiden. Das stellt uns vor äußerst schwierige Entscheidungen und wird für die kommenden Jahre ausgiebigen Diskussionsstoff liefern.

Wie werden Sie an dieser Debatte teilnehmen?

Bis zum Sommer 2018 bin ich in Stanford und versuche gerade, ein Buch fertigzustellen. Der Titel steht noch nicht fest, aber der Untertitel lautet: „Die Grundlagen einer demokratischen, digitalen Gesellschaft“. Ich wäre mit dem Manuskript schon viel weiter, wenn ich nicht ständig Interviews zu aktuellen Themen wie Cybersicherheit und russischen Hackern geben würde.

www.change-magazin.de

Machtzentrum Washington: Projektmanager
Michael McKeon auf dem Weg zu seinem Arbeitsplatz
 in der Bertelsmann Foundation North America.

Balanceakt in Washington



Katja Guttman



David Hills



Washington D. C.



Juli 2017

Im Drehkreuz der Machtzentren: Wer auf der Dachterrasse der Bertelsmann Foundation North America (BFNA) in Washington steht, kann sie nicht übersehen, die derzeitigen Koordinaten der amerikanischen Hauptstadt: Gegenüber steht das protzige Trump-Hotel direkt an der Pennsylvania Avenue, in der Ferne schimmert die weiße Kuppel des Capitols, und in der anderen Richtung lassen Fahnen es erahnen: das Weiße Haus. „Das ist unser Vorteil: Wir müssen Leuten nicht nachrennen, sie kommen zu uns“, sagt Samuel George, Global Markets and Digital Advisor. Für seine Video-Serie „Crossroads“ hat er einmal die Ankunft von US-Präsident Donald Trump im Hotel gefilmt – locker vom Dach aus.

Die atemberaubende Aussicht auf Washington ist eines der ersten Dinge, die Besuchern angeboten werden. Das zweite ist ein perfekt geschäumter Cappuccino von Megan Long, der Assistentin des neunköpfigen BFNA-Teams. Sie sitzt morgens ab neun Uhr an der Rezeption, beantwortet E-Mails und Telefonanrufe. Wenn sie es früh genug schafft, steigt sie vor der Arbeit erst einmal aufs Laufband oder stemmt Gewichte – im ersten Stock des Bürogebäudes

gibt es ein Fitnessstudio. Manchmal trainiert auch Sam mit ihr. Nach einer anschließenden Dusche ist er wieder hellwach, selbst dann, wenn er die ganze Nacht über einen Film fertig schneiden musste.

Manche Kollegen sind schon vor Megan eingetroffen und fahren bereits ihre Computer hinter gläsernen Bürowänden hoch – die offen gestaltete Innenarchitektur spiegelt den Teamgeist wider. Munter werden aber alle derzeit auch durch eine gemeinsame Aktivität: Deutsch lernen im Büro, einmal in der Woche. Damit man mit den Kollegen in Gütersloh wenigstens ein bisschen Smalltalk machen kann.

Morgenstunden sind Abenteuer

Für Anthony Silberfeld, Director Transatlantic Relations, beginnt der Arbeitstag quasi mit dem Wecker: „Ich checke morgens beim Aufwachen meine E-Mails auf dem Smartphone – wegen der sechs Stunden Zeitunterschied zu Deutschland ist meine In-Box randvoll“, sagt der hochgewachsene, schlanke Mann. Auf Trab halten ihn dann auch gleichzeitig seine drei Kinder im Alter von zehn, sieben und zwei Jahren. Deshalb seien seine Morgenstunden „echte Abenteuer“, so der





Teambesprechung: Anthony Silberfeld, Irene Braam und Samuel George (von links, mit Gästen)





Mit dem Rad ins Büro: **Jeffrey Brown** auf der Pennsylvania Avenue.

Amerikaner aus Los Angeles, den alle Tony nennen. Trotzdem scheint er die Ruhe weg zu haben.

Wie er kommen fast alle Kollegen mit der U-Bahn, genannt Metro, zur Arbeit. Denn einige wohnen bis zu 45 Minuten weit draußen – und der Autoverkehr in Washington zur Rushhour ist mörderisch. Nur Projektmanager Jeffrey Brown schwingt sich morgens aufs Fahrrad, aber für ihn ist es nur eine knappe Meile Weg.

Transatlantische Perspektiven

Auch Irene Braam, Executive Director, braucht zu ihrem Arbeitsplatz nur zehn Minuten. Die gebürtige Niederländerin mit den tiefblauen Augen lebt erst seit knapp eineinhalb Jahren in Washington. Als einzige Europäerin im BFNA-Team kam sie direkt aus Brüssel, wo sie zuletzt im dortigen Verbindungsbüro der Bertelsmann SE & Co. KGaA arbeitete.

Mitten im US-Machtzentrum zu landen, sei eine Riesenumstellung gewesen, gibt sie zu. Von der amerikanischen Art der Politikarbeit ist die Mutter eines 16-jährigen Sohnes noch schockiert: „Das ist eine knallharte Welt hier. Alles ist ein Geschäft, eine Transaktion. Hier gibt es nichts umsonst“, sagt sie mit einem charmanten niederländischen Akzent in ihrem Deutsch.

Die transatlantischen Beziehungen weiterzuentwickeln sei die „Raison d'être“, also ihre Hauptaufgabe, erklärt Braam. Das funktioniert auf mehreren Ebenen. Ganz klassisch ist die Congressional European Parliamentary Initiative (CEPI), ein Austauschprogramm zwischen dem US-Kongress, dem Bundestag und dem Europäischen Parlament. Projektmanager Michael McKeon betreut die Teilnehmer kompetent und kennt sich schon deshalb am „Hill“ bestens aus.

Zu den Klassikern gehören auch Publikationen zu verschiedenen Fragen, die die Menschen auf beiden Seiten des Atlantiks umtreiben: Wie verändert die Digitalisierung die Gesellschaft, die Demokratie und die Wirtschaft? Wie läuft die Flüchtlingspolitik, wie ist das mit der Cyber Security, wie mit dem dualen Ausbildungssystem?

In Zeiten von Donald Trump funktioniert „Business as usual“ bei transatlantischen Beziehungen allerdings

nicht mehr. Darüber ist sich das gesamte BFNA-Team bei einer seiner wöchentlichen Brainstorming-Sitzungen einig. Was vorher für selbstverständlich genommen wurde, stellt der Präsident täglich mit einer Flut von anti-europäischen Twitter-Botschaften in Frage.

Für Think-Tanks wie die Bertelsmann Foundation ist das auch eine neue Herausforderung – vor allem: Wie können sie mit neuen Medien ein ganz anderes Zielpublikum erreichen? Nicht einfach in einer Stadt wie Washington, wo es von Think-Tanks nur so wimmelt. Und schwierig mit einem relativ kleinen Team und einem Namen, den viele Amerikaner kaum aussprechen können („Börtälsmän“?).

„Was Amerikaner denken“

Mit ganz neuen Ideen versucht es Irene Braam deshalb. Mit der Dokumentation „Newpolitik“ wurde den Amerikanern vorgestellt, welche Positionen die deutsche Regierung einnimmt. Eigentlich sollte ein zweiter Band im Gegenzug den Deutschen erklären, wie Amerika tickt. „Aber bis heute wissen wir nicht, welche Strategie Trump wirklich verfolgt, weil sich das täglich ändert. Also haben wir einen anderen Ansatz gewählt“, so Braam. Was wirklich jeder hingegen wissen will: Warum haben sich die Wähler für Trump entschieden?

„Aber bis heute wissen wir nicht, welche Strategie Trump wirklich verfolgt, weil sich das täglich ändert.“

Irene Braam

Deshalb zog Projektmanagerin Emily Hruban los und versuchte kreuz und quer im Land herauszufinden: Was denken die amerikanischen Bürger über Bildung, Waffenbesitz, Globalisierung, Klimawandel, Krankenversicherung? Eineinhalb Monate lang reiste sie durch Pennsylvania, Alabama, den US-Staat Washington, Colorado und Texas. Sie befragte Lehrer und Chirurgen, Obdachlose und Arbeitslose, indianische Ureinwohner und Radiomoderatoren. Emily sagt, ihr hätten viele Gespräche die Augen geöffnet. „Trump hat einfach das gesagt, was viele sich nicht zu sagen trauten – über Rassenbeziehungen, Kriminalität und Jobs.“ Sie nahm eine Videokamera mit, um Menschen und



IRENE BRAAM

Executive Director der
Bertelsmann Foundation North America

Irene Braam ist gebürtige Niederländerin, studierte Juristin und Medienexpertin. Nach verschiedenen internationalen Stationen in der Musikbranche arbeitete sie ab 2005 für die Bertelsmann SE & Co. KGaA. 2011 übernahm sie dort als Senior Vice President Government Relations die Führung des Brüsseler Verbindungsbüros. Seit April 2016 leitet sie die eigenständige, unparteiische und gemeinnützige Bertelsmann Foundation North America in Washington.

Kontakt:

✉ Irene.Braam@bfna.org

🐦 twitter.com/BertelsmannFdn



Meinungen zu dokumentieren. Ein Film soll am Ende die Dokumentation begleiten.

Selbst erleben

Mit der Linse vor dem Auge ist auch Samuel George im Auftrag der BFNA aktiv. Im vergangenen Jahr führten seine Wege quer durch die Welt: Kuba, Mexiko, Indien, Amerika und Deutschland. „Man kann nicht über wichtige sozio-ökonomische Themen reden, indem man nur auf Konferenzen geht und in Podiumsdiskussionen sitzt. Man muss vor Ort sein und mit den Leuten reden, um zu sehen, was Weltpolitik und Globalisierung mit ihnen machen“, sagt er. Sein Video zoomt rein in die komplizierten Wirtschaftsbeziehungen zwischen Mexiko und den USA. Dem jungen Amerikaner aus Philadelphia kam sein perfektes Spanisch zugute – gelernt in Mexiko, Chile und Spanien. Sams jüngste Arbeit beschäftigt sich mit der digitalen Revolution. Zur musikalischen Untermalung spielt er als Allround-Talent sogar selbst Gitarre dazu.

Mit Irene Braam, die sich in Brüssel viel mit den neuen Medien auseinandergesetzt hat, ist Sam da auf einer Wellenlänge. „Man kann nicht nur über die Digitalisierung reden, man muss sie auch selbst leben“, so die BFNA-Chefin. Dazu kommt, dass

immer weniger Leute gerne 50 Seiten lange Studien lesen. Bei der Premiere der Videos in einem kleinen Kino in Washington kamen so viele neugierige Besucher, dass sie einige abweisen mussten.

„Wir können eine Art Pioniere (,first movers‘) in der Think-Tank-Welt sein – mit Videos.“

Samuel George

„Wir können eine Art Pioniere (,first movers‘) in der Think-Tank-Welt sein – mit Videos“, davon ist Sam überzeugt. Die über 60.000 Views auf YouTube für sein Video „Crossroads“ sprechen Bände. „Ich glaube nicht, dass in den vergangenen Jahren 60.000 Leute unsere Studien gelesen haben – nicht einmal zusammengelesen“, sagt Anthony Silberfeld.

Nach zehn Jahren geht die Bertelsmann Foundation North America also in die zweite Runde. Denn auch als „Boutique-Think-Tank“, wie Tony es nennt, kann die Stiftung im Machtgefüge von Washington durchaus mitspielen.

📍 www.change-magazin.de

Frühsport: **Megan Long** und **Samuel George** (oben).
High Five: **Jeffrey Brown** und **Emily Hruban** (unten).



Zwischen Beruf und Berufung

 Anjoulih Pawelka  Besim Mahziqi

Die Soziale Marktwirtschaft steht für das Versprechen von Wohlstand und Teilhabe. Hält dieses Versprechen heute noch? Für das Buch „Deutschland in Nahaufnahmen“ bereiten Journalistik-Studenten der TU Dortmund unser Land und erzählen unterschiedlichste Geschichten von Menschen und Orten, die wirtschaftlichen Auf-, aber auch Abstieg erlebt haben. Einen Beitrag des Buches veröffentlicht change gekürzt hier als Leseprobe.

Es gibt sie noch – die klassischen mittelständischen Selbstständigen. Sie sind ein kleiner, aber durchaus wichtiger Bestandteil der Sozialen Marktwirtschaft: Was prägt sie heute? Ein Blick in die südwestdeutsche Provinz.

Es ist 7.30 Uhr, als Thomas Steidel (52) seine Welt betritt. Jenen Ort, der das geographische Zentrum seines Lebens darstellt. Wo er Tag für Tag zwölf Stunden verbringt, und häufig noch mehr, seit 23 Jahren. Wo er zuhört, lacht und schmeichelt. Steidels Welt, das sind 70 Quadratmeter Baden-Württemberg. Ein kleiner Friseursalon in Sinsheim. Einer Kleinstadt im Kraichgau, 35 000 Einwohner, bekannt für Fußball und ein Palmenparadies. Eine kleine Fußgängerzone, saubere Gehwege – Wohlstand, der bescheiden daherkommt. Guter deutscher Durchschnitt.

Der Friseursalon

Steidel war 28 Jahre alt, als er seinen eigenen Salon eröffnete. Viel Weiß, ein bisschen Schwarz. Auf den grauen Fliesen spiegelt sich das Licht der Halogenlampen, die er gerade eingeschaltet hat. Ein Hauch von Chemie liegt noch vom Vortag in der Luft. Gleich kommt die erste Kundin. Es ist Zeit, „den Schalter

Beate Gozdan ist Zahnärztin, Thomas Steidel Friseur. Das Porträt der beiden Selbstständigen ist eine der Geschichten aus dem Buch „Deutschland in Nahaufnahmen“.

umzulegen“, wie Steidel das nennt. „Schlechte Gedanken lasse ich draußen.“ Miese Stimmung zu verbreiten, das gehe „im Salon einfach nicht“. Zum Glück habe er meist gute Laune.

Die Zahnarztpraxis

Eine Viertel-Autostunde entfernt, in einer kleinen Stadt nahe Heidelberg, beginnt fast zur gleichen Zeit Beate Gozdan ihren Arbeitstag. Strahlend betritt sie die Praxis. Man sieht, sie freut sich auf den Arbeitsbeginn. Beate Gozdan, mit Leib und Seele Oralchirurgin, 50 Jahre, läuft zügig den langen, hellen Gang entlang, geradewegs ins Büro. Acht Mitarbeiter versammeln sich wie jeden Morgen in lila Kitteln um den Computer. Auf dem Bildschirm flackert der Terminkalender auf. Ausgebucht mit geplanten Terminen, darunter auch geblockte Zeiten für Schmerzpatienten und Notfälle. Das ist wichtig, um Behandlungsabläufe zu optimieren, denn nur eine gut organisierte Praxis überlebt finanziell.

Was den Friseurmeister Steidel und die Zahnärztin Gozdan verbindet, ist ihre Verortung in der deutschen Gesellschaft: Beide haben ihre Wurzeln in der Mittelschicht. Nach 17 Jahren eigener Praxis lebt Gozdan in gehobenen Einkommensverhältnissen. Geprägt wurde sie jedoch durch den Fleiß und Bildungswillen ihrer Eltern. Diese kamen einst als Flüchtlinge nach Deutschland und schafften den Aufstieg in die Mitte der Gesellschaft.

Selbstständigkeit

Arbeit ist für viele Menschen ein wichtiger Bestandteil in ihrem Leben. Mehr als die Hälfte aller Deutschen würde auch bei einem großen Lottogewinn weiterarbeiten. Dabei spielt weder das Bildungsniveau noch die aktuelle finanzielle Lage eine entscheidende Rolle, wie eine Studie der Bertelsmann Stiftung und der Gesellschaft für Konsumforschung herausfand. Nur Familie und Partnerschaft ist einem Großteil der Deutschen noch wichtiger als der eigene Beruf.

Aber auch für die Soziale Marktwirtschaft spielt Arbeit eine zentrale Rolle. Das System ist darauf aufgebaut, dass so viele Menschen wie möglich einen Beruf ausüben, Steuern bezahlen, konsumieren und die Wirt-



Drei Fragen an Prof. Henrik Müller

Professor für wirtschaftspolitischen Journalismus an der TU Dortmund

change | Herr Prof. Müller, Sie haben in Zusammenarbeit mit der Bertelsmann Stiftung mit Ihren Studierenden ein Projekt durchgeführt, in dem Sie mit den Mitteln der Sozialreportage der Frage „Wie geht's Deutschland?“ nachgehen. Was haben Ihre Studenten erfahren?

PROF. HENRIK MÜLLER | Wie man evidenzbasiert wirtschafts- und sozialpolitische Themen entwickelt. Wie man tiefgründig recherchiert. Und wie man dann seine Ergebnisse und Beobachtungen in einer Form aufschreibt, die sie für die Leser erfahrbar macht. Dieses Projekt hat den Studierenden, allesamt junge Journalisten, die bereits ein Volontariat und reichlich Praxiserfahrung hinter sich haben, die Möglichkeit gegeben, einmal tief in ein Thema einzutauchen, vor Ort zu recherchieren, Menschen zu erleben. In der journalistischen Praxis gibt es das heute nicht allzu häufig.



Welche Rolle hat der klassische Reporter in der heutigen Zeit?

Journalismus ist ein schnelles Geschäft geworden, manchmal ein zu schnelles. Medien springen tendenziell auf jene Themen, die gerade das Publikum aufregen. Sie übernehmen dann einfach Meinungen und Tendenzen des großen Mainstreams, weil eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Thema im redaktionellen Alltag gar nicht möglich ist. Umso wichtiger ist die Rolle des klassischen Reporters: Journalisten, die rausgehen, die sich ein Bild machen von der Realität, die nachhaken und nachdenken. Der Job der Journalisten ist es, der Gesellschaft zu zeigen, wer sie ist und wohin sie sich entwickelt. Dies ist eine zentrale gesellschaftliche Aufgabe. Manchmal gerät das in Vergessenheit.

Die Reportagen veröffentlicht die Bertelsmann Stiftung nun in einem Buch. Welche Wirkung erhoffen Sie sich?

Dass dieses Buch Nachahmer findet. Wir wollten die klassische Form der Sozialreportage auf eine evidenzbasierte Basis stellen. Das heißt: Diese Geschichten schlagen eine Brücke zwischen der statistisch messbaren gesellschaftlichen Realität und der individuell erlebbaren Wirklichkeit da draußen. Es ist eine ständige Rückkopplung zwischen dem Großen und dem Kleinen, dem Abstrakten und dem Konkreten, dem Gesellschaftlichen und dem Individuellen. Dies ist, wie ich meine, eine Strategie gegen den grassierenden Zynismus in einer Zeit, in der viel vom schwindenden Vertrauen in den Journalismus die Rede ist.

Henrik Müller ist Professor für wirtschaftspolitischen Journalismus an der TU Dortmund. Zuvor arbeitete der promovierte Ökonom als Wirtschaftsjournalist, zuletzt als stellvertretender Chefredakteur des „manager magazins“. Müller schreibt regelmäßig Kolumnen für „Spiegel Online“ und „manager magazin“. Zudem ist er als Buchautor präsent (zuletzt erschienen: „Nationaltheater. Wie falsche Patrioten unseren Wohlstand bedrohen“, 2017).

schaft damit ankurbeln. Auch Selbstständige tragen einen nicht zu unterschätzenden Teil zu dem Modell der Sozialen Marktwirtschaft bei. Zwar machen sie nur knapp elf Prozent aller Beschäftigten aus, spielen aber trotzdem eine relevante wirtschaftliche Größe in der deutschen Gesellschaft. Ihre Energie und ihr Gestaltungswille sind es, die sie zu einer tragenden sozialen Gruppe machen.

Bedeutung

Unsere Protagonisten sind keine Ausnahme. Selbstständige wie Gozdan und Steidel sehen Arbeit als Sinn, Ziel und Zweck ihres Lebens. Sie scheuen sich nicht, Verantwortung zu übernehmen, für sich selbst, für Kunden und Mitarbeiter, für die Gesellschaft insgesamt. Der Friseur und die Zahnärztin sind sich in vielem ähnlich. Und trotzdem sind sie typische Beispiele für Selbstständige, die insbesondere abseits der Großstädte die Gesellschaft zusammenhalten. Der wohl gravierendste Unterschied wird erst auf dem Lohnzettel sichtbar. Doch Geld ist nicht der motivierende Faktor in ihrer täglichen Arbeit. Der Friseurmeister mag in etwa ein Durchschnittseinkommen erzielen, die Zahnärztin verdient ein Vielfaches mehr. Der Wert der Arbeit bemisst sich daran nicht unbedingt. Das Selbstverständnis fußt auf einem Ethos des Gutmachens. Er bemisst sich daran, ob man seine Aufgaben so erledigt, dass sie anderen Menschen Nutzen stiften. Mit dieser Einstellung sind Steidel und Gozdan typisch für die Gruppe der Selbstständigen. Wie der Global Entrepreneurship Report des Marketing-Unternehmens Amway zeigt, sind Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung und nicht der Verdienst die Hauptgründe für den Weg in die Selbstständigkeit.

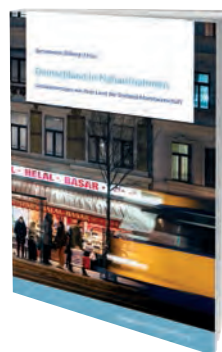
Glück

Was bedeutet Glück? Dass seine Familie gesund sei, sagt Steidel. „Klingt abgedroschen, ist aber wirklich so.“ Er hat erlebt, wie viel Gesundheit wert ist, als seine Tochter vor 15 Jahren an Leukämie erkrankte. Seine Frau hatte damals gerade das zweite Kind zur Welt gebracht. Ein halbes Jahr lang lebte er zwischen Krankenhaus und Salon. Es war eine harte Zeit. Was bedeutet gemessen daran schon Geld? „Der Ausflug im dicken Auto mit der Frau, die nur nervt, bringt auch nichts.“

Beate Gozdan träumt von ganz anderen Dingen: Sie würde gern in der Entwicklungshilfe arbeiten. In ein paar Jahren, wenn die Kinder mit der Schule fertig sind, könnte es so weit sein. Dann könnten sie und ihr Mann für ein paar Wochen, vielleicht auch Monate, aus der Praxis aussteigen und in Afrika oder Asien Menschen helfen, die sonst keinen Zugang zu zahnärztlicher Versorgung haben. Unentgeltlich seinen Beruf ausüben – auch das kann Luxus sein.

➤ www.change-magazin.de

PUBLIKATION AUS DER BERTELSMANN STIFTUNG



Deutschland in Nahaufnahmen

Sozialreportagen aus dem Land der Sozialen Marktwirtschaft
144 Seiten mit farbigen Fotos,
Hardcover
25,00 Euro
ISBN 978-3-86793-792-4

Weblink:

📄 www.bertelsmann-stiftung.de/nahaufnahmen

Kontakt:

Armando García Schmidt

✉ armando.garciaschmidt@bertelsmann-stiftung.de

Herzensthema



Marcel Hellmund



Kai Uwe Oesterhelweg

change | Was reizt Sie an der Stiftungsarbeit?

ANNA-LENA STRAKELJAHN | Stiftungsarbeit bedeutet für mich, gemeinsam etwas zu bewegen. Wenn viele einzelne Menschen sich für die gleiche Sache engagieren, ist das toll. Wenn sich aber diese Menschen untereinander finden, sich austauschen, unterstützen und voneinander lernen, können sie noch viel mehr bewegen. Viele Projekte der Bertelsmann Stiftung orientieren sich an genau diesem Gedanken.

Wie sind Sie zur Bertelsmann Stiftung gekommen?

Als gebürtige Bielefelderin kannte ich die Bertelsmann Stiftung schon lange. Im Rahmen meiner Masterarbeit habe ich mich mit sozialen und gesellschaftspolitischen Fragestellungen auseinandergesetzt. Die Chance, in der Stiftung für den Bereich Zivilgesellschaft zu arbeiten, war natürlich sehr verlockend. Mir ist wichtig, dass ich im Berufsleben meinem ursprünglichen Forschungsgebiet treu bleiben kann. Die Stiftung gibt mir noch mehr Möglichkeiten, ich

kann hier auf gesellschaftsrelevante Themen aufmerksam machen und das Engagement anderer fördern. Am besten ist jedoch, dass ich damit auch selbst einen Beitrag leiste!

Erklären Sie uns Zivilgesellschaft!

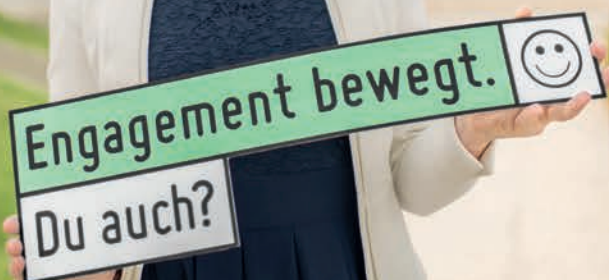
Sie ist sehr dynamisch. Sie ist auch manchmal laut und unbequem. Zivilgesellschaft spricht Sachen aus, nimmt sich Themen an und findet schnell unbürokratische Lösungen. Menschen können sich für ihr Herzensthema aktiv einsetzen. Das kann von Umweltschutz über den Sportverein bis zum Jugendparlament so ziemlich alles sein. Zivilgesellschaft ist bunt und vielfältig.

Ein Beispiel dafür?

Mein erstes Projekt in der Stiftung war die Mitarbeit am Veranstaltungsformat „Kinder.Stiften.Zukunft.“ für den Großraum Braunschweig-Wolfsburg. Wir organisierten einen großen Kongress mit dem Ziel, etwas gegen Kinderarmut zu unternehmen. Daraus ist heute ein bundesweites, tatkräftiges Netzwerk entstanden.

Kontakt:

✉ anna-lena.strakeljahn@bertelsmann-stiftung.de



Anna-Lena Strakeljahn
Projektmanagerin Zivilgesellschaft

IMPRESSUM

Herausgeber

Bertelsmann Stiftung
Carl-Bertelsmann-Straße 256
33311 Gütersloh

Verantwortlich

Dr. Andreas Knaut (V.i.S.d.P.)

Redaktion

Dr. Malva Kemnitz (Ltg.)
Ulrike Osthus

Redaktionelle Mitarbeit

Marcel Hellmund

Art Director

Heike van Meegdenburg

Konzeption und Design

wirDesign Berlin Braunschweig

Creative Director

Thorsten Greinus

Design

Camila Campos

Illustrationen

S. 8, 49, 51 Pia Bublies

Bildnachweise

Cover David Hills
S. 3 Kai Uwe Oesterhelweg
S. 6 Yvonne Michailuk
S. 9 iStockphoto/dem10
S. 20 Thomas Rosental
S. 26, 27, 55, 59 Jan Voth
S. 31, 71 Besim Mazhiqi
S. 36, 40 Antagain/iStockphoto.com
S. 53 Dominik Gigler
S. 72 Judith Wiesrecker

Lektorat

Helga Berger

Lithografie

rolf neumann, digitale
bildbearbeitung, Braunschweig

Druck

oeding print GmbH

© Bertelsmann Stiftung,
Oktober 2017

Wir bemühen uns um eine gendergerechte Sprache. Falls nicht durchgängig beide Geschlechter genannt sind, ist das jeweils andere mitgemeint.

Kontakt

„change“

Alle bisher erschienenen Ausgaben (soweit nicht vergriffen) sind kostenfrei bestellbar unter: change@bertelsmann-stiftung.de

Tel.: 05241 – 81-81149

Fax: 05241 – 81-681298

Zum Download unter:

www.change-magazin.de



ClimatePartner^o
klimaneutral

Druck | ID 11339-1706-1010

Nicht mehr an dieser Stelle?
Das Themenposter ist auch als
Download erhältlich unter
www.change-magazin.de



Stimmt Ihre Anschrift noch? Gibt es eine Namensänderung? Wir nehmen die neuen Daten gern telefonisch entgegen unter 05241/81-81149 oder per E-Mail unter change@bertelsmann-stiftung.de
Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung!

